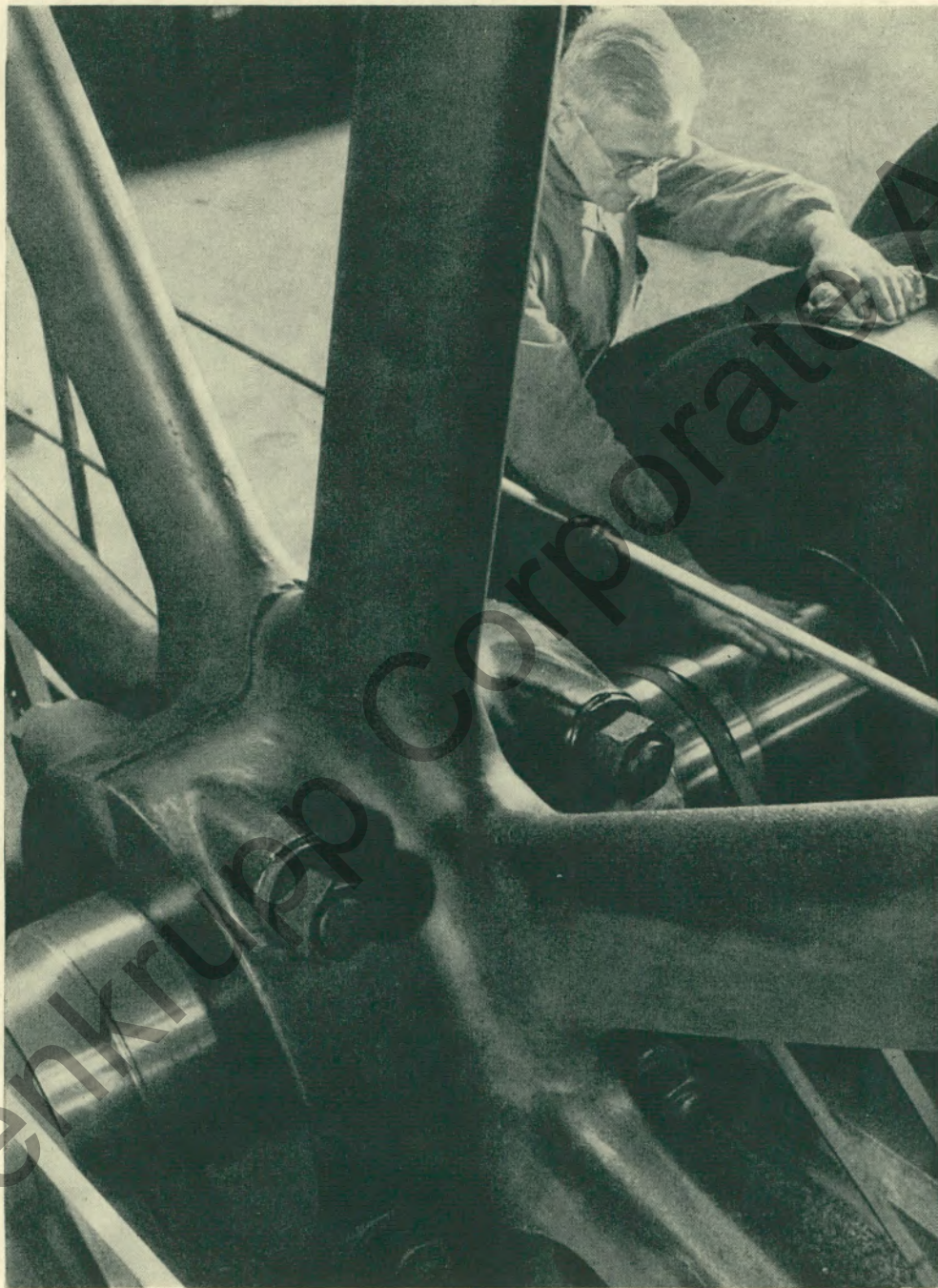


Das Werk



Lichtbild: Dr. Paul Wolff.

Mensch und Maschine.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XVI. Jahrg.

Düsseldorf



März 1936

Heft 3

Das Werk

XVI. Jahrg.

Düsseldorf, März 1936

Heft 3

Erkennen und Handeln.

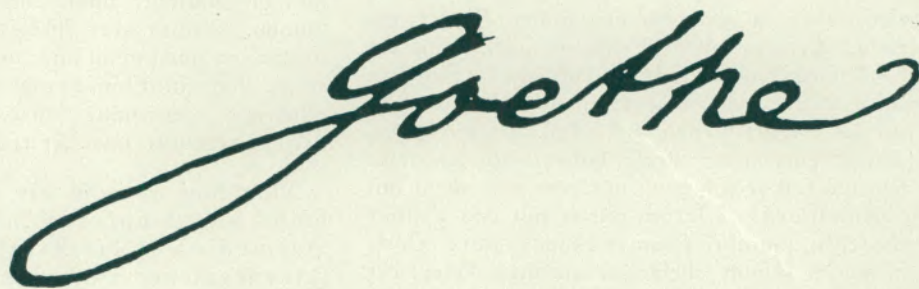
Wie kann man sich selbst kennenlernen?

Durch Betrachten niemals,
wohl aber durch Handeln.

Versuche, deine Pflicht zu tun,
und du weißt gleich, was an dir ist.

Was aber ist deine Pflicht?

Die Forderung des Tages!



Von der Lebensbejahung und der Schaffensfreude.

Von H. Schumann.

Es hat vielleicht keinen größeren Meister einer Hygiene der Heiterkeit gegeben als Goethe. Wenn Goethe von irgend-einem besonderen Glück sprechen oder zum Ausdruck bringen wollte, irgend etwas sei besonders gut und schön, gleichviel, was es auch sein mochte, dann nannte er es „heiter“. Mit welchem Ernst dagegen begann Goethe sein Leben, und wie entwickelte er sich immer mehr im Laufe vieler Jahrzehnte zur vollen Heiterkeit!

Nicht von Natur aus war sie ihm gegeben, sondern allmählich wurde sie ihm zu einer Aufgabe seines ganzen Lebens, und nicht zuletzt darum vermag er ja ein solches Vorbild zu sein. Als den Charakter der Deutschen erkannte er, „daß sie über allem schwer werden, und daß alles über ihnen schwer wird“. Ein andermal ruft er erstaunt aus: „Eine solche Heiterkeit von Natur aus ist mir unbegreiflich!“ Dann wieder das Bekenntnis: „Große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben.“ Wiederholt spricht Goethe von der „Bemühung, mich von dem Drang und Druck des allzu Ernstigen und Mächtigen zu befreien, was in mir fortwaltete und mir bald als Kraft, bald als Schwäche erschien“. Wesentlich ist auch das, was Zeitgenossen von Goethe über seine Heiterkeit sagen, die also nicht Gabe war, sondern Aufgabe, die große Aufgabe seines Lebens. Heinrich Vogt berichtet: „Besonders gern erzählte er dann von seinem Leben, nie aber etwas anderes als heitere Dinge.“ Noch deutlicher berichtet ein anderer Zeitgenosse: „Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt.“ Es gehörte eben zu Goethes Lebenstechnik, daß er stets alles Erreuliche hervorhob und alles Schmerzliche minder betonte, ja fast verschwieg. Hierin erblickte er einen der vielen Wege zur Produktivität, aber einen unerläßlichen.

Eine solche seelisch-geistige Haltung, die wir an Goethe bewundern, leitet zu einem Bejahen des Lebens hinüber, wenn sie nicht gar ein Bejahen selbst ist. Es gibt aber kein einziges Gesetz der Produktivität, das nicht in solchem Bejahen verankert wäre. Denn nur das Bejahende hat produktive Kraft und steigert alle Kräfte in uns, während das Verneinende die Kräfte lähmt. Gibt es darum eine wichtigere Aufgabe für den Schaffenden, als sich aus der Verneinung herauszuraffen?

Es kommt darauf an, das Leben in seiner Totalität zu sehen. Das Dasein schließt alle Glücksmöglichkeiten ebenso ein wie alle Abgründe des Leidens, Geburt ebenso wie Sterben. Warum aber sich dann den Glücksmöglichkeiten verschließen? Sind diese uns nicht eingeboren und harren nur des Weckrufs, nicht minder wie die produktiven Kräfte in uns?

Gerade dieses Leben ist grausam und voller Bitterkeiten und Widrigkeiten, aber das alles ist nur ein Teil. Nur der Schatten läßt erkennen, daß es auch ein Licht gibt. Der produktive Mensch ist davon durchdrungen, wie unfruchtbar es ist, gar zu sehr auf die Schattenseiten zu blicken. Er weiß, daß jedes Ding seine Schattenseite ebenso haben muß wie seine Lichtseite. Warum soll er sich denn nur oder vor allem mit dem Dunklen beschäftigen? Warum soll er nur das Düstere und Bedrohliche sehen, zumal es so unfruchtbar macht? Dort-hin zu schauen, wo die Sonne scheint, ist ein altes Rezept der Lebenskunst. Ist es dem Menschen nicht angeboren, so vermag er es doch durch Selbsterziehung zu erlangen. Doch es handelt sich um mehr als ein Rezept; es berührt wichtigste Fragen der Erkenntnis.

Darum hütet sich der produktive Mensch vor jeder Art der Daseinsverneinung. Wenn von allen Seiten Trauriges auf ihn einströmt, wenn das Unheil, von dem die Welt erfüllt ist, ihn allzu stark beeindruckt — wer könnte sich diesem denn verschließen? —, wenn er Daseinsnot und Elend überall sieht, so vergift er doch nicht, daß allem Trüben auch ein Helles entspricht. Und ist das Trübe nicht gar nur ein Zerrbild des Daseins?

Das Bild, in dem wir die Welt erblicken, ist nur das Bild unseres Ichs. Ist dieses Bild trübe und dunkel, so sind wir es. Nicht draußen geistern die Schatten, sondern im Ich. Wie falsch und sinnlos, ja wie unwürdig, nur das Dunkle zu sehen! Von allen Seiten kann das Leben genommen und betrachtet werden. „Ein Herz, das voll Freude ist, was es siehet“, sagt Luther, „das ist in allem fröhlich, aber ein traurig Herz, dem ist alles traurig, was es siehet.“ Ob das Leben traurig oder fröhlich ist, hängt von nichts anderem ab als von unserer eigenen Einstellung zu ihm.

Als man zu jemand, der stets lachend in die Welt sah, sagte, ihm sei es im Leben wohl stets gut gegangen, erwiderte er: „Immer habe ich gewußt, daß man mir meinen heiteren Sinn als unverdientes Glück auslegen wird und nicht als Lohn für meine Lebenskenntnisse. Wenn zwei Menschen unter ganz gleichen Voraussetzungen, in ganz gleichen Verhältnissen, das gleiche traurige Erlebnis haben, und der eine zerbricht daran, während der andere es bewußt als Basis für etwas Neues umgestaltet, also daran erstarbt, so werdet ihr immer nur von demjenigen, der zugrunde ging oder im Anklagen verharren bleibt, sagen, er kenne das Leben. Von dem anderen, dem Stärkeren, werdet ihr keine Notiz nehmen!“

Der produktive Mensch bejaht vor allem seinen Beruf, denn sein schöpferischer Instinkt sagt ihm, daß solche freudige Bejahung einen Sinn in sein Dasein trägt, ihm schöpferische Harmonie gibt und seine Fruchtbarkeit erhält. Verneinen hat nur dort Sinn und Wert, wo es gilt, die Bahn freizumachen für das Bejahende, Lebensfreudige, das nicht durch das Nein eingengt werden darf. Das Nein wird also unfruchtbar, wenn es die Verbindung zu einem Ja verliert, zu irgendeiner Lebensbejahung, wenn es nicht einem Ja zu dienen vermag. Doch auch ein sinnloses Ja vermag nicht minder unfruchtbar, ja hemmend zu wirken.

Der produktive Mensch handelt. Er fragt nicht das Leben, denn das wäre doch vergeblich. Wie heißt's in dem schönen Gedicht? „Und ein Narr wartet auf Antwort.“ Wenn aber der Mensch nicht fragt, sondern handelt, dann plötzlich wird ihm die Antwort zuteil, und wieder aufs Schaffen geht sie hinaus. Nichts aber fordert so zum Schaffen auf wie die Natur um uns und in uns; nichts gibt es in ihr, was auch nur einen Augenblick unschöpferisch wäre. Hierin liegt das beglückende Geheimnis alles Schaffens von Werten: die Naturvernunft ins Menschenleben projizieren!

Man kann es nicht oft genug wiederholen: Schaffen heißt nichts anderes, als die Naturvernunft, die Harmonie und die Kräfteverteilung des Lebens in seinem eigenen Dasein wirksam zu machen, daran zu wirken, daß sie in die Lebensordnung der Menschheit hineingetragen wird.

(Aus „Arbeitslust und Schaffensfreude“.)



Mensch
und
Maschine.

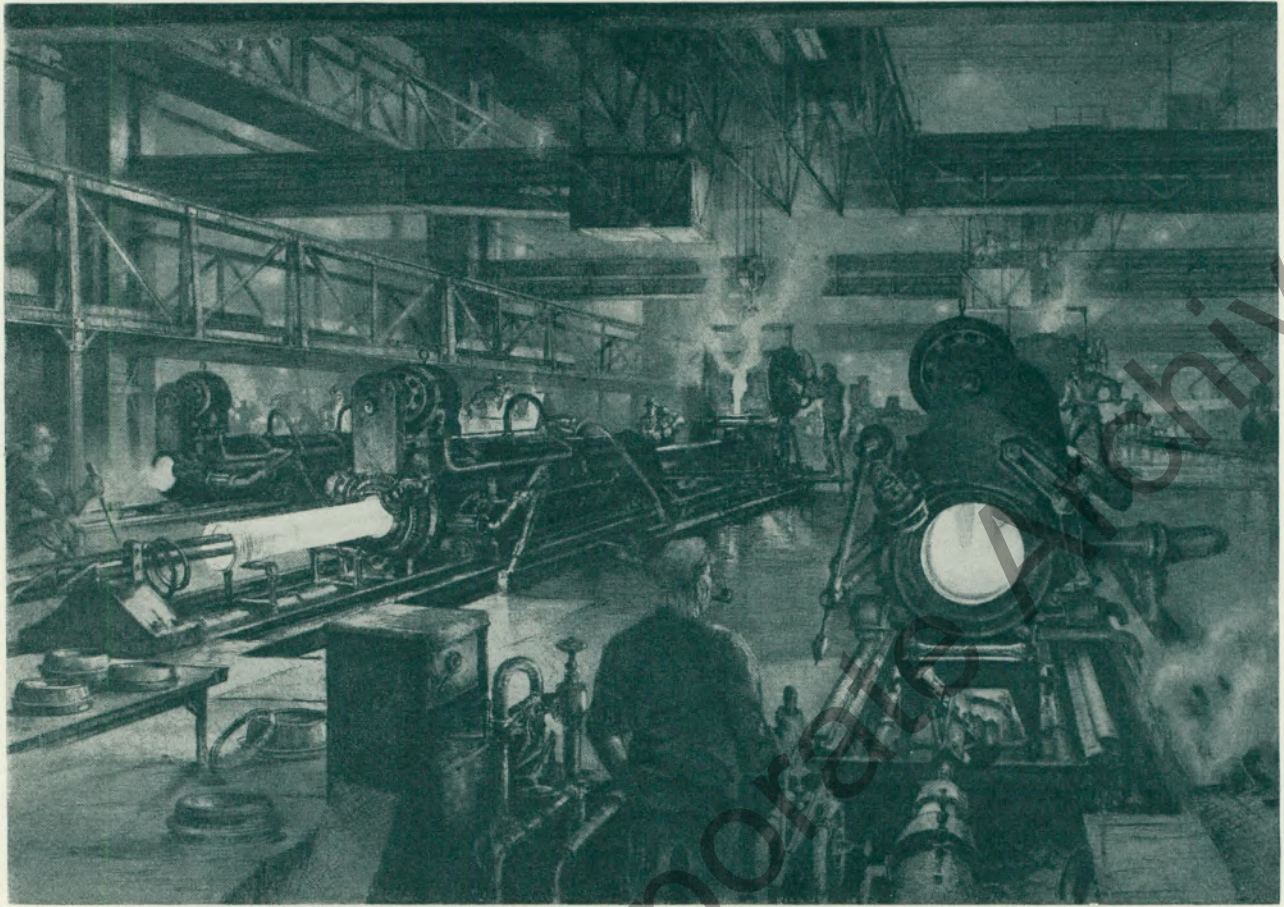
Lichtbild:
Dr. Paul Wolff.

Ingenieuraufgaben zwischen Mensch und Maschine.

Von Dr.-Ing. K. Arnhold,
Leiter des Amtes für Arbeitsführung und Berufserziehung in der DAF.

Wenn wir das Verhältnis zwischen Mensch und Maschine betrachten, müssen wir zunächst vom Betrieb ausgehen. Denn der Betrieb ist der Wirkungsraum von Mensch und Maschinen. Hier treffen die beiden Welten aufeinander: einmal die Sachwelt, wo Arbeit und Maschine, Konstruktion und Organisation zueinandergeleitet werden müssen, wo also die Gesetze der Mathematik, der Physik und der Mechanik ihre Geltung haben. Nur der kann sich Ingenieur nennen, der in diesen Dingen vollständig und restlos zu Hause ist. Neben

dieser ersten Welt gibt es aber im Betriebe eine zweite: die Welt des Lebens, wo der Mensch mit seinem Fühlen und Empfinden, mit seiner Zuneigung und seiner Abneigung beginnt, wo er mit Haß und Liebe, mit Herz, Gemüt und Seele bei der Arbeit ist. Das ist eine Welt, die nicht mehr gesteuert werden kann von den Gesetzen der Mathematik, sondern von der tieferen und gewaltigeren Gesetzmäßigkeit des Blutes und der Rasse, von Gesetzen also, die sich nicht mehr in „Formeln“ fassen lassen.



Schalker Verein — Deutsche Eisenwerke AG.

Radierung von L. van Hees.

Herstellung von Röhren im Schleudergußverfahren.

Überall dort nun, wo sich der schaffende Mensch mit der von ihm zu gestaltenden Materie auseinandersetzen muß, prallen diese beiden Welten aufeinander: die Welt der Sache mit der Welt des Lebens.

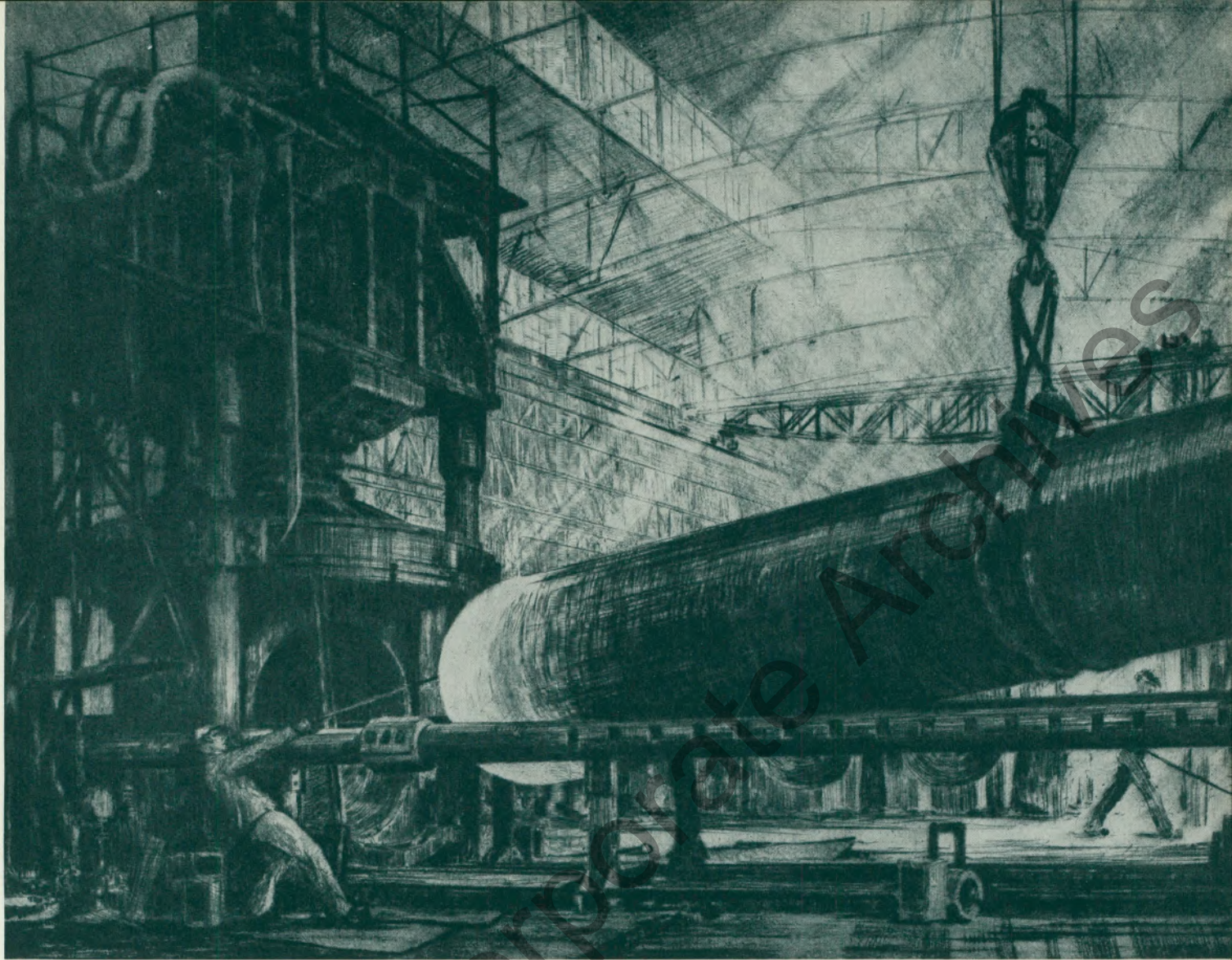
Es gibt drei Möglichkeiten, sich mit diesen Welten auseinanderzusetzen. Die erste Möglichkeit war die, daß man sie aufeinanderprallen ließ. Es entsprach ganz und gar der marxistischen Auffassung, Mensch und Maschine auseinanderzuhalten: Mensch und Maschine sind Feinde, der Haß zwischen beiden wurde bewußt lebendig gehalten, und damit wuchs die Sehnsucht, aus dem Reich der Maschine hinaus in eine andere, bessere Welt zu kommen. Das war aber gleichbedeutend mit einer Flucht aus der Arbeit.

Diese Auffassung wurde abgelöst von einer anderen, indem man versuchte, durch kluges Zusammenordnen von Mensch und Maschinen die Arbeit und den Menschen gewissermaßen parallelzuschalten. Man kann diese Auffassung als liberalistisch bezeichnen. Ihr entsprechen der sogenannte Taylorismus und der Rationalismus. Mit anderen Worten: Man fing mit einem Male an, den Menschen als „Faktor“ zu bewerten und ihn als solchen „richtig einzugruppieren“. Die Folge war eine an sich gute Ausbildung und eine keineswegs uneigennütige „Fürsorge“, die dem Arbeitenden sein „Schicksal erleichtern sollte“. Diese Lösung konnte es aber nicht aus der Welt schaffen, daß die Auseinandersetzung zwischen Mensch und Sachwelt in ihrer vollen Schärfe weiter bestand. Es blieb die Flucht aus der Arbeit und die Flucht in die sogenannten Stehfragenberufe: Nur war man gewissermaßen vom Hauptkampfgebiet zwischen Mensch und Maschine in ein Etappengebiet geraten, wo dieser Kampf scheinbar nicht mehr ganz so scharf durchgeföhrt wurde.

Die dritte Möglichkeit besteht darin, Mensch und Maschine nicht aufeinanderprallen zu lassen, sie auch nicht kunstvoll

parallelzuschalten, sondern sie zu einer neuen Organisation zu vereinigen, wo Mensch und Maschinen keine Feinde mehr sind und wo sie nicht nebeneinander, sondern miteinander wirken. Diese dritte Möglichkeit kennzeichnet die Zeit, in der wir leben, sie kennzeichnet vor allem die nationalsozialistische Auffassung von einer organischen Ordnung der Arbeit. Wir möchten also versuchen, zwischen der materiellen Bedingtheit der Sachwelt und der Eigengesetzlichkeit des Menschen die Synthese zu finden, die den Menschen zum Herrn über die Sachwelt macht. Erreichen wir dieses Ziel, dann werden alle die vielen Spannungen verschwinden, worunter wir bisher gelitten haben, und wir werden einen reibungsfreien Arbeitsablauf, frohschaffende Menschen und eine Höchstform an Leistung erreichen.

Hieraus ergibt sich nun ganz von selbst die Notwendigkeit, daß wir stärker als bisher bemüht sein müssen, diese zwei Welten, die Welt der Sache und die Welt des Lebens zusammenzubringen. Um hier erfolgreich arbeiten zu können, müssen wir die beiden Welten aufs genaueste kennen, wir müssen insbesondere uns über die menschliche Eigengesetzlichkeit klar sein. Betrachten wir noch einmal das Verhalten der Menschen untereinander und dann wieder das Verhalten des Menschen zu einer Sache. Daß dies nicht ganz einfach ist, mögen zwei Beispiele zeigen: Wenn man etwa einen einzelnen Quartaner vor sich hat, dann ist der Junge meist ein höflicher und aufgeweckter Kerl. Hat man aber die Quartaner in einer Klasse vor sich, dann sind sie eine „Rasselbande“. „Die Menschen“ sind eben etwas anderes als „der Mensch“. Betrachten wir andererseits das Verhältnis zwischen Mensch und Arbeit: Als noch über Deutschland der marxistisch-jüdische Geist herrschte, da sagte man, die Arbeit sei nichts wie eine leidige Plackerei. Wenn man irgend etwas gearbeitet hatte, dann sah man hierin nur die Mühe, aber nicht die innere Be-



Deutsche Röhrenwerke AG. — Werk Thyssen, Mülheim.

Radierung von Walter Hemming.

Bearbeitung einer Thyssen-Hochsicherheitsstrommel.

friedigung, die man durch das Arbeiten bekommt. Hier stehen sich zwei Welten gegenüber, und wir haben die Aufgabe, Mensch und Sache, Mensch und Arbeit in einer umfassenden Synthese zu vereinen. Ich glaube, daß hier ein sehr großes Forschungsgebiet liegt, ein Forschungsgebiet der Soziologen und Psychologen, der Arbeitspädagogen und der Betriebspraktiker und aller derjenigen Forschungsstellen, die sich mit der betrieblichen Arbeit beschäftigen. In der Zusammenarbeit all dieser und ähnlicher Forschungsstellen muß noch manche Aufgabe zwischen Mensch und Maschine erkannt, angefaßt und gelöst werden.

Alles Lernen ist ein organisches Reiferwerden, ein Reifen durch Übung und Erfahrung, ein adeliges Erwerben und Erdienen durch Kampf und Leiden zum endgültigen Besitz. Wenn uns etwas in Fleisch und Blut übergehen soll, dann darf das Lernen kein sogenannter Drill sein: Schnellkurse führen zu nichts. Darum fordern wir weniger „Arbeitsausbildung“, dafür aber um so mehr „Arbeits-erziehung“.

Was ich als Meisterung bezeichne, ist ein Beherrschen, das uns das Gefühl der Überlegenheit und der Wertigkeit gibt. Wenn ein jüdischer Philosoph einmal sagen konnte, mit jedem Vollkommerwerden steige im Menschen ein Lustgefühl auf, so sagen wir, aus unserem germanischen Blute heraus, daß es kein Lustgefühl ist, sondern ein Herrengefühl und Wertigkeitsempfinden. Die Befriedigung in der Arbeit liegt nicht im Erreichen materieller Güter allein, sondern in dieser Wertigkeit, im Selbstbewußtsein, in der Verantwortung und im Meistertum, die alle eine Belohnung in sich sind.

Der Marxismus bezeichnete dieses Verwachsensein zwischen

Mensch und Maschine als Hirngespinnst und Träumerei. Daß das Führer und Denken des deutschen Arbeiters ganz anders ist, das beweist eine Untersuchung des Marxisten Hendrik de Man, der im Jahre 1925/26 einmal eine Reihe interessanter Versuche durchgeführt hat. Er legte einer Reihe von Arbeitern folgende Frage vor: „Von welchem Gefühl sind Sie beherrscht gegenüber den von Ihnen benutzten fachlichen Arbeitsmitteln (Werkzeuge, Maschinen, Betriebsausstattungen)?“ Die Berichte, die H. de Man erhielt, hat er in seiner Schrift „Der Kampf um die Arbeitsfreude“ zusammengestellt. Sie zeigen deutlich die Verbundenheit zwischen Mensch und Werkzeug, zwischen Mensch und Maschine bei deutschen Arbeitern. Ein Maschinenarbeiter schreibt: „Ich habe den Maschinen gegenüber stets große Sauberkeit und Sorgfalt in der Behandlung an den Tag gelegt. Sie danken dafür mit guter und präziser Arbeit, und, eigentümlich, immer wenn ich einmal einen Betrieb oder nur eine Maschine wechselte, war ich die letzten Minuten meiner eisernen Mitarbeiterin gegenüber in Scheidestimmung.“ Ein Zimmerer sagt: „Es mag vielleicht eigentümlich klingen, wenn ich Ihnen sage, der Zimmerer liebt sein Werkzeug. Nicht weil es sein Eigentum ist, sondern weil in demselben sein Wesen verkörpert ist.“ Ein Buchdrucker findet folgende schöne Worte: „Jedem Drucker ist seine Maschine ein Stück seines Eigentums, ein Stück seiner selbst, und er wacht mit Argusaugen darauf, daß kein anderer daran hantiert . . . Es gibt auch Stunden mit dauern-dem, gleichmäßigem Gang, wo man mit Herrscherstolz und Freude, die Hände auf dem Rücken, seine Maschine umwandert. Und ich habe wohl auch in Gedanken mit der Ma-

schine gesprochen: Du mußt so, wie ich will.“ Ein Mechaniker sagt: „Ein Stück Kampf zwischen Mensch und Maschinen — ein herrliches Gefühl das Bewußtsein, Herr zu bleiben über die Maschine.“

Dieses Buch ist eine wahre Fundgrube, die um so unverdächtiger ist, als der Marxist de Man diese Tendenz sicher nicht gewollt hat: Die Berichte zeigen überdeutlich, daß die deutsche Seele stets und immer durchklingt. Für den Ingenieur ergeben sich daraus wichtige Erkenntnisse: Er muß die starken seelischen Kräfte in der Gefolgschaft kennen, er muß vor allem auf dieses Verwachsenwerden zwischen Mensch, Werkzeug und Maschine hinsteuern und seine gesamte Arbeit im Betrieb darauf aufbauen. Das gilt sowohl für seine Konstruktionen wie für Ausführung und Führung. Jede deutsche Technik und jede deutsche Betriebsführung hat davon auszugehen, d. h.: Alles, was mit Betriebsarbeit zusammenhängt, ist vom Wesen des Menschen her bestimmt und darum artgebunden, und daraus leitet sich auch die Tatsache ab, daß eine spezifisch deutsche Technik und eine spezifisch deutsche Betriebsführung möglich ist. Wir müssen also, um ein Beispiel zu gebrauchen, nicht die „rationellste“ Schaufelform finden, sondern eine Schaufel, die uns „zugewachsen“ ist. Es muß uns zur Faustformel werden, jedem zum Herrscher über sein Werkzeug zu machen.

Wir müssen ferner den Führergedanken, der in germanischen Menschen schlummert, wecken und vertiefen, und wir müssen beachten, daß der germanische Mensch Sehnsucht nach Führerschaft hat. Nicht aus Mitleid, nicht aus Wohlfaten und Almosen soll diese Führerschaft bestehen, ebensowenig aus einer „Fürsorge“, sondern sie soll sich herleiten aus der Führerverpflichtung, die ihren klassischen Ausdruck in der alten Felddienstordnung gefunden hat: „Nie rastende Fürsorge für das Wohl seiner Untergebenen ist das schöne und dankbare Vorrecht des Führers.“ Von dieser Führerverpflichtung aus sind die Aufgaben im Betrieb anzupacken und zu lösen. Geschieht dies im nationalsozialistischen Geiste, dann erwachsen aus der verpflichtenden Gemeinschaft heraus die stärksten Kräfte sowohl für den Führer als auch für die Gefolgschaft.

Mit anderen Worten: Echte Führerschaft in der Front der Arbeit, jede echte Arbeitsführung kann nur dann als angemessen gelten, wenn sie grundsätzlich und tatsächlich den Menschen zum Betriebsmittelpunkt macht. Somit ist eine organische Betriebs- und Arbeitsgestaltung die unabdingbare Voraussetzung jeglicher Arbeitsführung. Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, daß eine solche Arbeitsführung auch eine Kunst ist, nämlich die Kunst, zwischen der betrieblichen Bedingtheit und der menschlichen Eigenart eine Synthese zu finden, also zwischen der Welt der Sache und der Welt des Lebens einen Ausgleich herbeizuführen. Weil wir an diese Möglichkeit glauben, sehen wir eine der wichtigsten Aufgaben, die uns gestellt sind, in der Heranbildung geeigneter betrieblicher Führer, in denen die Kräfte ihres Volkes lebendig sind.

Worin bestehen nun die Aufgaben im Betrieb? Wir können einmal physisch helfen, indem wir die schwere Arbeit den Maschinen und monotone Arbeit den Apparaten aufbürden. Wir können Rück- und Haltearbeiten nach Möglichkeit ausschalten und darüber hinaus für Licht und Wärme in den Arbeitsräumen sorgen. Wir können die Erkenntnis auswerten, daß Arbeiterrhythmus und Arbeitsfluß das Arbeiten erleichtern, und weil wir wissen, daß jede Arbeitsunterbrechung zermürbt, können wir durch gute Zufuhr von Werkzeugen und Material helfend eingreifen. Wir können gegen Betriebslärm, Staub und Hitze angehen, und wir können uns vor allem mit der Verhütung von Unfällen, bei denen oft keine ausgesprochene Schuld vorliegt, nicht eingehend genug beschäftigen.

Aber wir können auch seelisch helfen: Dazu gehört die Auswirkung von Ordnung und Sauberkeit im Betrieb, ein

anständiger Werkston und alles das, was man unter Schönheit der Arbeit bezeichnet. Nicht zuletzt haben wir die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die betrieblichen Unterführer im Geiste des oberen Führers arbeiten.

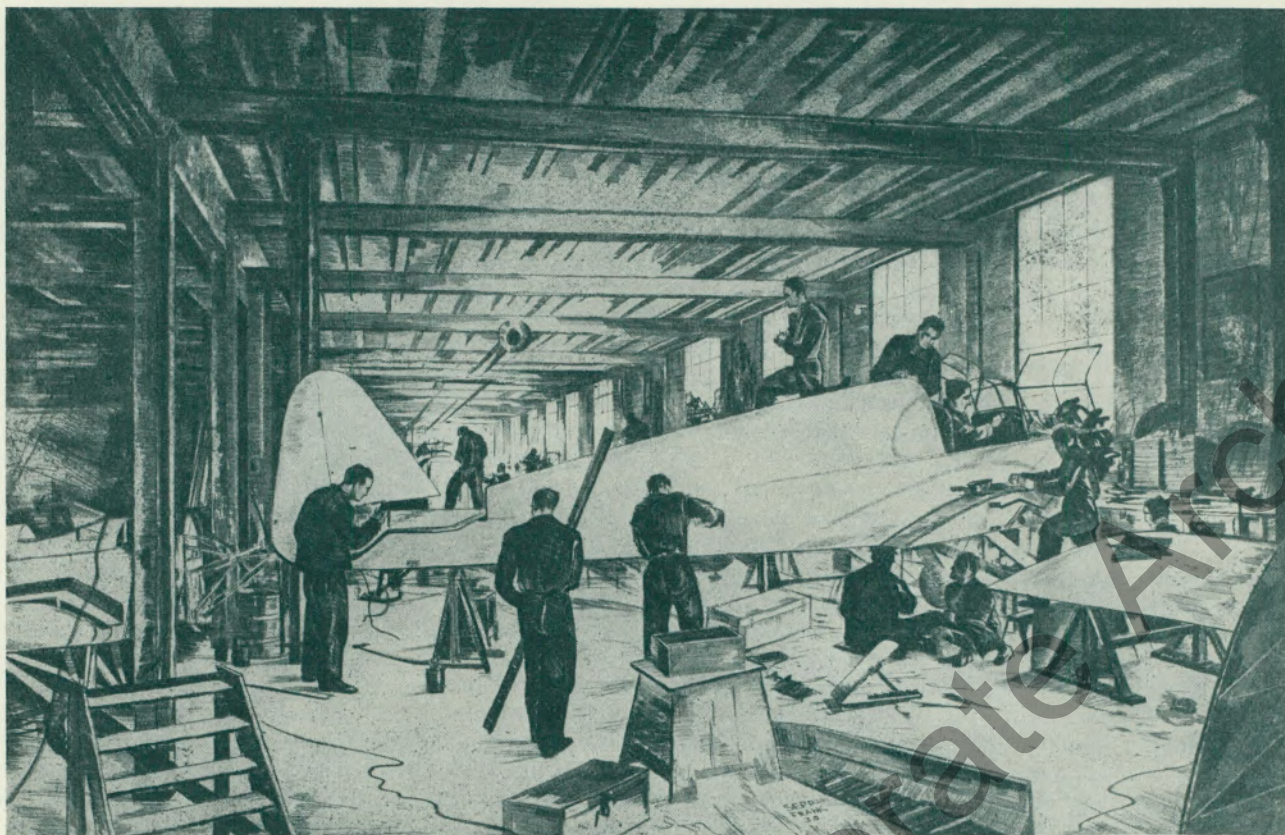
Und schließlich gibt es auch überbetriebliche Aufgaben. Hierzu gehört die Werkspflege, die Hausfrauenschulung, das Ueberalterungsproblem und nicht zuletzt eine organische und befriedigende Lösung der Wohnungs- und Siedlungsfragen.

Der Betriebsführer kann und muß also, wenn er seiner Aufgabe gewachsen sein will, überall helfend eingreifen. Ich möchte aus dem weiten Arbeitsbereich, das ihm gestellt ist, einige wichtige Aufgaben herausgreifen. So muß er immer wieder die Aufstiegsmöglichkeiten seiner Mitarbeiter überprüfen, damit von unten her ein gesunder Nachwuchs nach oben kommt. Er hat also für geeignete Aufstiegsmöglichkeiten zu sorgen. Er hat ferner sich mit allen Mitteln der Gesundheitsführung im Betrieb anzunehmen, von der gesundheitlichen Überwachung, bei der Einstellung der Lehrlinge angefangen, bis zur Krankenstatistik und Familienpflege. Gerade in der letzten Zeit wurde von der Ärzteschaft ein wichtiges Kapitel in der Betriebsführung aufgeworfen: Die „Gesundheitsführung“ im Betrieb. Man soll nämlich den Menschen nicht erst dann behandeln, wenn er krank geworden ist, sondern man soll nach Möglichkeit der Krankheit bereits vorbeugen, so wie es der Militärarzt durch die fortgesetzten Überprüfungen der Truppe getan hat. Der Kranke aber ist zu pflegen, damit er alsbald wieder mit voller Kraft seine Arbeit aufnehmen kann. Hinzukommt die Sorge für den gerechten Lohn, die man gar nicht ernst genug nehmen kann. Mit der Lohngerechtigkeit steht und fällt jede Betriebsführung.

Ebenso gehört hierzu die Frage der Ausspannung des schaffenden Menschen. Das gesamte Arbeitsleben vollzieht sich zwischen Spannung und Entspannung. Vom Gesichtspunkt der Entspannung aus wird die gesamte Urlaubsfrage völlig neu zu regeln sein. Es kommt nicht auf die Länge des Urlaubs an, sondern auf die Form, wie der Urlaub verbracht wird. In diesem Zusammenhang sei dann noch an den Wertsport und das Werkturnen erinnert. Das alles ist Fürsorge für das Wohl der Gefolgschaft. Der echte Betriebsführer ver wächst mit seinen Gefolgschaftsleuten; er kennt ihre Sorgen und Nöte und hilft sie lindern. Es müssen für ihn die besten und schönsten Stunden sein, die er in den Reihen seiner Gefolgschaft verbringt. Das darf er nicht als unangenehme Last empfinden, sondern es muß ihm ein inneres Bedürfnis sein, das ihn immer wieder zur Gemeinschaft der schaffenden Menschen hingieht. Es ist das Geheimnis der Gemeinschaft, daß sie ein Kraftquell ist, nicht zuletzt für ihn selbst!

Ich möchte nicht schließen, ohne auf ein paar Aufgaben hinzuweisen, die noch der Lösung harren. Bisher haben wir uns auf die Herausstellung betrieblicher Aufgaben beschränkt. Was jetzt kommt, bezieht sich auf das Überbetriebliche. Die menschliche Arbeitskraft ist das Wertvollste, was Deutschland hat. Infolgedessen muß eine Fehlleitung der menschlichen Arbeitskraft auf alle Fälle vermieden werden. Wir müssen verhüten, daß sich in Konjunkturzeiten die zusammengeballte Arbeitskraft lediglich auf die besonders wertvolle Tätigkeit wie Flugzeugbau, Schiffbau usw. konzentriert. In ruhigen Zeiten muß der Fortschritt der Technik mit der Rekrutierung der Kräfte Schritt halten, wenn wir den Fortschritt weiterhalten und die notwendigen Verlagerungen und Umschichtungen innerhalb der Arbeit richtig steuern wollen. Das heißt: Wir stehen vor der Notwendigkeit, durch Berufsbeobachtung, Berufsplanung und Berufslenkung die Arbeitskraft in geordnete Bahnen zu lenken. Nur wenn Berufsplanung und Berufslenkung Hand in Hand arbeiten, können sie das Ziel, Fehlleitungen der menschlichen Arbeitskraft zu verhüten, erreichen.

Dabei ist etwas überaus Wichtiges zu beachten: Nicht nur



Flugzeugbau.

Radierung von Cepp Frank.

die berufliche Veranlagung der einzelnen Menschen ist verschieden, sondern auch der einzelnen deutschen Stämme. Ich erinnere nur an den schwerblütigen Alemannen, an den gewandten Schwaben und den versonnenen westfälischen Spöckelker. Wir wissen, daß die Uhrenindustrie sich nur in tiefen, eingeschnittenen Tälern zu Hause fühlt, daß nur in der Gegend von Kuhlha wie auch im Schwarzwald Uhrenindustrie vorhanden ist. Hier zeigt sich ganz deutlich die Verbundenheit zwischen Mensch und Arbeit; denn diese Industrien sind nicht etwa über ganz Deutschland verbreitet, sondern an die landschaftliche Lage und vor allem an einen ganz bestimmten Menschentyp gebunden. So ergibt sich hier die Notwendigkeit, planvoll zu arbeiten, damit wir bei Neuplanungen und Industrieverlagerungen Fehlleitungen vermeiden. Wir können also bei Umstellungen nicht bloß mit den materiellen Bedingtheiten rechnen, sondern wir müssen anerkennen, daß wir sehr stark an den schaffenden Menschen und seine landschaftlich bedingte Eigenart, d. h. an den sogenannten Gaultyp, gebunden sind.

In diesem Zusammenhang möchte ich auch darauf hinweisen, daß auch andere Länder, so Frankreich, Amerika und England, auf anderen Gebieten ähnlich vorgehen, vor allem in bezug auf eine ganz planmäßige Wirtschaftsrüstung, die die wirtschaftliche Kriegsführung vorbereiten soll. So gibt es in Frankreich sogenannte Wirtschaftsoffiziere, die aus Heer, Verwaltung und Wirtschaft zusammengestellt sind und je nach ihrer wirtschaftlichen Stellung auch einen militärischen Rang bekleiden. Amerika hat sich eine Wehrwirtschaftsakademie eingerichtet, die sich mit Ausbildung und Kriegsbeschaffungsfragen beschäftigt. In England schließlich besteht eine Reichsverteidigungshochschule, die, falls die Verbindungen mit den Tochterländern einmal unterbrochen werden sollten, für die Erstellung der notwendigen Ersatzstoffe sorgt. Hier bestehen riesige Aufgaben für uns, die noch zu lösen sind.

So steht der deutsche Ingenieur vor riesengroßen, zuweilen kaum überschaubaren Aufgaben in dem Raum zwischen Mensch

und Maschine. Viele dieser Aufgaben sind überhaupt erst in unserer Zeit lösbar geworden, in der eine einheitliche Führung und eine einheitliche Auffassung über Arbeit und Wirtschaft als Funktion der Nation vorhanden ist.

Die größte aller Aufgaben, die heute das Schicksal dem deutschen Ingenieur stellt, will mir aber die erscheinen: die Ideen, welche uns der Führer immer wieder von neuem gibt, in die praktische Wirklichkeit des Betriebslebens zu übertragen, sie möglichst unverwässert zur praktisch sichtbaren Tat werden zu lassen. Gerade als Ingenieure kennen wir in all diesen Dingen den starken Einfluß der Sachwelt mit ihren ehernen Befehlen, wie aber auch das Menschliche, Allzumenschliche. Unsere Betriebe mit ihren Sorgen und Nöten sind oft nüchtern und eckig — „gar hart im Raum stoßen sich die Sachen“. Die traditionelle „Ingenieurkunst“ wird bei der Lösung all dieser Aufgaben unerlässlich sein. Durch sie allein vermögen wir die Sachwelt zu meistern. Entscheidend aber für Erfolg oder Mißerfolg der Gesamtarbeit ist die Haltung und Gesinnung, aus der heraus sie angewandt und durchgeführt wird.

Wir müssen also auch hier die Synthese zwischen dem wägenden Verstand und dem gesunden Instinkt finden. Dabei kommt es auf Haltung, Gesinnung und Verpflichtung in erster Linie an. Die feinen Empfindungen dafür wachzuhalten, erfordert von uns ein stetes Wachsein, ständige Selbstkontrolle, vor allem aber ständigen Kampf mit den materiellen Instinkten. Nur in einer verpflichtenden Gemeinschaft, in steter Anlehnung an die Kameraden und mit Vorbildern, zu denen man aufschauen kann, ist dies auf die Dauer durchführbar. Ohne dabei an eine bestimmte Organisationsform zu denken, vielmehr als Gesinnungsform muß ich daher am Schluß meiner Ausführungen auch heute wieder die Forderung nach einem berufssolzen, sich seiner großen Aufgaben bewußten und von hoher Ehrauffassung durchdrungenen nationalsozialistischen Führerkorps erheben, dessen Form für den Ingenieur erst noch gefunden werden muß.

Ingenieur und Heer.

Eine kulturhistorische Erinnerung von Dr.-Ing. H. Reifner.

In alten Büchern findet man die Bezeichnung „Ingenieur“ sehr häufig in einem Zusammenhange auftauchen, der dem üblichen Sinn des Ingenieurs in der späteren Zeit gar nicht entspricht, und zwar werden hier die großen französischen Generäle und Kriegsherrn, die großen Förderer der mathematischen Wissenschaft als „Ingenieure“ bezeichnet, während das Ingenieurwesen selbst gleichbedeutend ist mit Festungsbau, Brückenbau, Straßenbau, Vermessungskunst, Gartenherstellung usw.

Diese historische Begriffsbestimmung deckt sich mit der Darstellung, die die „Literatur des allgemeinen Wissens“ noch in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in bezug auf den Namen und Begriff „Ingenieur“ gibt.

Man vergißt heute zuweilen, daß es Technik und Ingenieure schon gab, als man noch keine Dampfmaschine, keine Elektrotechnik, keine Eisenbahn kannte. Denn: man darf unter Wahrung und Förderung des technischen Fortschrittes nicht nur das verstehen, was der „Annehmlichkeit“ entspricht, sondern auch das, was der Erhaltung und der Sicherheit dient, und hier zeigt sich gerade der engste Zusammenhang von Ingenieur und Heereswesen.

Das Bauingenieurwesen ist das Gebiet in der Technik, das sich mit dem Gelände befaßt, mit der Beherrschung des Raumes; und diese Beherrschung des Raumes und die Schaffung eines festen Untergrundes oder die Zerstörung des Raumes zum Zwecke der Sicherung war eine der wesentlichsten Grundlagen der Ingenieurarbeit. Die Voraussetzung für erfolgreiche Kriegführung war immer die Straße. Die Heeresstraße entstand im Urwald, der Knüppeldamm im Sumpf. Das Gewölbe trug die Gebirgsstraße. Die Brücke verband Völker und Staaten. Der Graben mit Wehr und Schleuse trennte die Mauer, war ein Trugmittel. Steinarbeiten und große Erdarbeiten dienten nur Festungszwecken und Schlössern, und Verkehr und Wirtschaft waren nur eine Folge der Straße. Darum galt es, die Straße zu schaffen. So entstand die Holz- wie die Steinbrücke und die Stütze der Mauer. Die Grundelemente des ingenieurmäßigen bewußten Konstruierens und Bauens: das Vermessen, das Beobachten der Geseße der Mechanik, das Beobachten des fließenden Wassers, das Befördern schwerer Steine, der Aufbau der ersten Arbeitsmaschinen, alles dies diente zunächst nicht dem Gewerbe oder einer Industrie, sondern der Sicherung der Sippe, des Stammes oder des Volkes (Burg, Feste, Stadt, Festung).

Die Erbauer und Bewacher dieser ersten technischen Bauten aber waren Ingenieure, die Kriegerleute und Techniker in einem waren. So entstand der Ingenieur in seiner ältesten und ursprünglichsten Form.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts trugen die Landkarten stets den Namen eines „Ingenieuroffiziers“, der sie entworfen und gezeichnet hatte. Die Landesaufnahme, die Aufnahme der Küsten, vielfach überhaupt die Grundlagen der Geographie eines Landes lagen in den Händen des Standes, der sich mit besonderem Stolz als „Ingenieur“ bezeichnete. Der Stolz kam auch daher, weil eigentlich die Tätigkeit eine „durchaus öffentliche“ war, die mit dem „Erwerb“ des Alltags auch nichts zu tun hatte. Die Ingenieuroffiziere übernahmen die Achtungswerte, die der Kriegerstand als solcher hatte, und vereinigten ihn mit dem Achtungswert des Gelehrten. Der Ingenieuroffizier mußte ja nicht nur ein Krieger sein, sondern er mußte vor allem die Geseße der Mathematik und Physik vollkommen beherrschen. Die größten Mathematiker und Physiker gingen aus diesem Stand der Ingenieure hervor, und so muß man sagen, daß gerade die Ingenieure der ältesten Zeit das, was man glaubte, späterhin als „etwas Neues“ im Ingenieur-

stand betrachten zu müssen, nämlich das „Wissenschaftliche“, sehr stark vertreten, und daß verhältnismäßig die ältesten Ingenieure in stärkerem Maße wissenschaftlicher waren als später. Diesen Begriff des Ingenieurs haben manche Länder bis in die jüngste Zeit noch erhalten und aus dem Militärischen übernommen.

Im kaiserlichen Rußland war der Ingenieur zugleich der Leiter der öffentlichen Arbeiten, der Erschließer der unbekannteren Länder und genoß hohes Ansehen. Die ältesten systematisch geschulten Ingenieure des Heeres hatte Frankreich mit seinem berühmten Festungsbau. Dort gab es auch die erste technische Hochschule der Welt. Und Werner von Siemens, der große Elektriker und Physiker, war artilleristischer Ingenieuroffizier gewesen.

Wenn die Kriege zu Ende waren, dann wurden wohl viele Kriegerleute abgedankt, selten aber die Ingenieuroffiziere. Für diese hatten die Führenden immer etwas zu tun, denn wenn es nicht galt, Festungen zu bauen, dann galt es, das eroberte Land der Kultur zu erschließen. Der Ingenieur förderte die allgemeine Landeskultur, er baute die Schlösser der Fürsten, schuf die großen Garten- und Parkanlagen, ihre Wasserkünste, erschloß ihre Bergwerke, aus denen Gold und Silber zu holen waren, er legte ihre Hütten und ihre Salinen an; denn alle diese Einrichtungen waren fiskalisch, waren mehr oder weniger Besitz eines Fürsten. Wenn auch die „Amtsbezeichnung“ dieser Ingenieure sich änderte und es Oberbergdirektoren und Baudirektoren gab, so war doch immer der höchste Begriff derjenige des Ingenieurs.

In Süddeutschland war, wie man schon aus den Bezeichnungen der Ingenieurfakultät der technischen Hochschule erkennt, ebenso wie in Osterreich, der Begriff des Ingenieurs noch stärker im alten Sinne erhalten, ebenso auch in der Schweiz. Dies lag vielleicht an der Bedeutung, die die Überwindung des Geländes in sich trug.

In Norddeutschland traf das nicht so zu. Dort kam daher auch der Ingenieurbegriff im militärischen Sinne stärker in Vergessenheit, und er tauchte nur in gelegentlichen Bezeichnungen des „Ingenieurkomitees“ oder des „Ingenieuroffiziers“ vom Plaz auf. Aber sonst erinnerte man sich nur gelegentlich und selten im historischen Sinne des alten Ingenieurs.

In Deutschland war die Geltung des Technikers lange Jahre zurückgetreten. Man hatte aber auch den Zusammenhang mit dem historischen Namen des Heeres vergessen oder gering bewertet. Gewiß sind die Leistungen der Technik und des Ingenieurs gerade im letzten Jahrhundert ganz unerhört gewesen, aber trotzdem konnte man feststellen, daß die Geltung und das Ansehen des Ingenieurs oft im Widerspruch zu seinen Leistungen standen. Für das Ansehen eines Standes aber kommt es wohl nicht nur auf die Leistung, sondern auch auf den geschichtlichen Zusammenhang an. Wäre dieser also stärker beachtet worden, so wäre wahrscheinlich auch das Ansehen des Ingenieurstandes stärker gewesen. Der Ingenieur ist nicht, wie viele glaubten, ein „Emporkömmling“ unter den Berufsständen, er ist schon lange ein hochangesehener Berufsstand von großen Leistungen gewesen, als manche anderen Stände noch gar nicht vorhanden waren, die später zu hohem Ansehen kamen.

Wenn heute das Zusammenarbeiten von Technik und Wehrhaftigkeit stärker in Erscheinung tritt, dann sollte der Ingenieur niemals vergessen, daß ihm aus diesem Zusammenhang schon seit fast zweitausend Jahren ein Recht erwächst, als ein alter, besonders hochgeachteter Berufsstand gelten zu dürfen, der die Rechte eines alten „geschichtlichen“ Berufsstandes für sich ganz und gar in Anspruch nehmen kann.



Abendstimmung an der Ruhr.
Im Hintergrunde die Hochöfen der Hütte Ruhrort-Meiderich.

Ruhrort.

Eine Erinnerung von Hermann Rohde.

Mit drei Lichtbildern von Hermann Hallensleben, Duisburg-Ruhrort.

Weder Weinberge noch Burgen, keine liebliche Landschaft und sagenumwobene Ritterromantik; nichts von dem, was tausend Lieder an ihm preisen, umkränzt den Rhein bei Ruhrort. Er ist ein anderer Fluß dort. Nicht der der Lorelei und des Niederwaldes, der Reben und des Weins, nicht der Vater Rhein mit seinen grünen Wellen. Ganz unromantisch, sachlich gleichsam, ein alter Mann, nach feuriger Jugend und abenteuerreichem Leben nun nüchtern geworden und müde, wandert er auf immer breiter und flacher werdendem Wege durch eine Gegend, die platt ist wie ein Bügelbrett. Niedrige Deiche nur umsäumen ihn, vereinzelt stehen Pappeln und hohe Bäume in den weiten Wiesen, und seine Wellen sind hier grau und spiegeln schmutzig die über ihm liegenden Schwaden aus unzähligen Öfen und Kaminen. Immer schmeckt die Luft dort nach Ofendunst und Kohlenstaub. Und selbst die Sonne lächelt dort nicht mehr; sie scheint, mühsam genug manchmal, durch gelblichgrauen Schleierrauch. Keine Heimat im ganzen für eine preisende Schilderung mit viel schönen Worten.

Und doch, wie sehr verschönt die Erinnerung an die dort verbrachte Jugendzeit diese Gegend, diese Stadt Ruhrort, die man den größten Binnenhafen der Welt nennt, und die doch trotz dieser anspruchsvollen Bezeichnung ein Städtchen war, für Rohde und seine Erinnerung sogar das Muster einer Klein-

stadt. Einer Kleinstadt mit all ihrer Ko n i k, aber auch mit all ihrer altväterlichen Gemütlichkeit, die zu dem unaufhörlichen Dröhnen der Walzstraßen und dem gellenden Gebrüll der Schiffssirenen in einem seltsamen Gegensatz stand.

Doch auch die Schönheit fehlte nicht. War sie zwar sehr von anderer Art, als was landläufiger Geschmack und allgemeiner Begriff mit „schön“ bezeichnen, so könnte sich Rohde doch nichts vorstellen, was von wilderer und zugleich mehr Werte und Leistungen schaffender Schönheit wäre. Was auch war zu vergleichen mit den roten Flammen in der Dämmerung, aus trichterförmigen Schloten bis fast zu den Sternen leckend wie Feuerzungen aus Mäulern schwarzer Riesen. . . mit den Augen der Puddelöfen, durch Wolken eisengrauen Dampfes glühend gleich Lichtern im Nebel. . . mit dem Feuerwerk von Myriaden Funken, das im Thomaswerk der Sauerstoff aus erzenem Gemisch blies, die Halle wie ein dürres Skelett aus Draht durchsichtig vor die flimmernde Lichtflut stellend und den Himmel Ruhrorts überzuckend von gelb und rotem Feuerregen. Was konnte schöner, was erregender sein als die weißglühenden Schlangen, die über die heiß dampfenden Bleche hinschossen aus rollenden Walzen. . . als die Stahlflut, die den Hochöfen entfloß durch Rinnen und Gruben wie von blendendem Licht durchleuchtetes Wasser. . . als das dunkelrote Leuchten der



Morgenstimmung im Wincke-Hafen.

Schlackenwagen, mit der bewegten Luft über ihm, bebend, wie von den Explosionen einer versinkenden Sonne erschüttert. Was schöner als die schwarzen Schlepper auf dem Rhein, auftauchend aus Regendunst, schwer beladene Rähne hinter sich, aus Holland und dem Norden. Wenn wie hingezaubert der ganze Zug plötzlich in der silbriggrauen Landschaft stand, ankämpfend gegen den Fluß, der, vom Westwind beschleunigt, seinen rasend dahinschießenden Spiegel an ihren Flanken zerbrach, daß Wellen wie Meeresbrandung über Decks und Luken fluteten.

So sieht Rohde es heute, in der Erinnerung. Dem Kinde und jungen Burschen war anderes lieber. Aber was für schöne unterirdische Gänge ließen sich auch in den Rheinwiesen graben! Wie herrlich waren die Büffeljagden auf Rube, wenn auch die arg gefürchtete Polizei manchmal höchst unliebsam dazwischenfunke und die Jungen wochenlang in Angsten vor den drohenden Protokollen schwebten! Wie echt konnte man in den stundenweiten Niederungen zwischen Rhein und Ruhr Indianer spielen! Was für tapfere Kämpfe gab es gegen die Jungen aus Laar! Wie flohen sie, wenn Ruhrorts Jugend mit ihrem Schlachtgesang gezogen kam:

„Wir sind allemole Ruhrsche Jonges,
Die wat welle, die lot man komme,
Heitassassa, juppheitassassa,
Wir schlon se mit dä Knüppel op dä Hopssassa.“

Wie floh Ruhrorts Jugend, wenn die aus Laar den ibrigen anstimmten! Und was für Haue bekamen sie alle zu Hause, wenn sie nach der Schlacht mit blutigen Schrammen und bunten Beulen heimkehrten, müde und mit schrecklichem Hunger, aber auch mit ungebrochenem Mut.

Ja, und dann — Gummieis! Rohde weiß nicht, ob es dieses wundervolle Naturereignis noch in Ruhrort gibt. Wenn nach strengen Wintertagen Lauwetter eintrat und das Eis der zugefrorenen Häfen so weit zermürbt war, daß die glatte

Fläche beim Schlittschuhlaufen wie Berg und Tal sich bog, das war dann Gummieis. Welch köstliches Gefühl, wenn man genau um ein Haar nur dem Einbrechen entging! Doch sah es nur so aus. Das Eis der Häfen war zäh wie biegsames Leder und hätte einen Erwachsenen vielleicht sogar getragen. Dafür brach man denn anderswo um so sicherer ein: auf der Homberger Seite, wo es schon weitläufige Eisflächen gab, wenn in den Ruhrorter Häfen noch die kleinen Dampfer fuhrten. Einmal, erinnert sich Rohde, brach er mit einem langen hellen Mantel durch, der dann, naß wie er war, auf dem weiten Nachhausewege so starr gefror, daß Rohde aus dem kalten Panzer auf keine Weise herauschlüpfen konnte und der mit seinem zähneklappernden Inhalt am Ofen erst aufgetaut werden mußte.

Und wo Rohde nun schon so in den Winter hineingeraten ist: in einem Jahre — wann, weiß er nicht mehr — fror der Rhein zu. Man ebnete Wege über ihn, hatte zu beiden Seiten dieses Weges Buden aufgeschlagen, Lanzzelte, „Hau den Lukas“ und „holländische“ Waffelbäckereien. Doch in einer der folgenden Nächte brach unter Donnerschlägen das Eis, und die letzten lustigen Kirmesfreunde, nun gar nicht mehr lustig, brachte man erst in Kanten mit Mühe und Not von den schwimmenden Schollen ans sichere Land. Und ein großes Lanzzelt schwamm halb bis nach Holland, ehe die walzenden Pärchen merkten, daß das Vergnügen ein ebenso rasches wie gefährliches Ende genommen hatte.

An Sommertagen fuhr man mit dem Fährbötchen hinüber nach Homberg und spazierte durch die Wiesen und Felder nach Baerl und Orsoy. Trank dort Kaffee, verzehrte den Inhalt des mitgenommenen Butterbrotpaketes und vergaß zum Schluß nicht, die übriggebliebenen Zuckerstücke einzustecken, „für die Pferde“. Die gab es einmal im Jahre wirklich: wenn man in dieselbe Gegend — Rohde glaubt beinahe, daß es die ein-



Ruhrort um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Stich aus dem Jahre 1840.

zige war, die man kannte — eine Wagenpartie machte. Wo bei auf dem Boock des Kremfers beim Kutscher zu sitzen, dicht hinter den Pferden, vielbegehrtes Vergnügen war, dem heftige Kämpfe vorausgingen, bis das elterliche Nachtwort den Streit der Jungen entschied.

Merkwürdigerweise machte man keine Wasserpartien. Rohde erinnert sich wenigstens keines Falles, wo er, außer mit der Homberger Fähre, auf dem Rhein gefahren wäre. Vielleicht sah man kein Vergnügen dabei, seine Sonn- und freien Tage auf dem Fluß zu verbringen, den man sein Leben lang vor der Nase hatte und mit dem ganz Ruhrort irgendwie geschäftlich verknüpft war.

Bescheiden wie die leiblichen waren auch die geistigen Genüsse. Während der Gesangsverein „Rhenania“ für die musikalischen Bedürfnisse sorgte, wechselten sich im „Burgacker“ Theaterstücke mit Zauberkünstlern, dressierten Tieren und anderen Buntbühnenkünsten ab. Hier hat Rohde die damals hochberühmte Millowitschtruppe mit dem famosen Lünnes Peter Claß'n gesehen. Daß er diesen Namen bis heute, nach immerhin fast vierzig Jahren, nicht vergessen hat, beweist ihm, welcher tiefen Eindruck dieser volkstümliche Schauspieler auf sein Knabenherz gemacht hat. Ja, er sieht ihn in diesem Augenblick noch ganz vor sich, wie er da auf der kleinen, mit bemerkenswert naïv gemalten Dekorationen ausgestatteten Bühne einherstolzerte, wie er pfiff und sang und sein saftiges Kölsch den guten Bürgern von Ruhrort und Meiderich, Laar, Hamborn und Umgegend verzapfte, daß sie beinahe Krämpfe bekamen und von den Stühlen purzelten vor Lachen. Jedenfalls hätte Rohde damals den seltenen Mann nicht um hundert Josef Rainz eingetauscht, wenn er diesen gekannt hätte. Doch solche Größen kamen natürlich nicht nach Ruhrort, und außerdem befand man sich bei Lünnes und Schäl und was sonst noch

an bescheiden-einfachen Kunstgenüssen regelmäßig wie die Schwalben in jedem Jahre wiederkehrte, vollauf zufrieden.

Seit Jahrzehnten ist Rohde nicht mehr in jener Gegend, in seiner alten Heimat gewesen. Wohl fuhr er oft genug daran vorüber, sah im Dunst des Horizontes, jenseits der Ruhr, die Essen und Lürme Ruhrorts aufragen, fühlte im Herzen fast körperlich die Nähe der Stadt. Doch niemals fand er Zeit und Muße, Rast dort zu machen und, durch ihre Straßen und Häfen, über ihre Plätze und Brücken gehend, mit dem Ruch der Fabriken und Schiffe den Duft seiner Jugendzeit einzuatmen, seiner Jugendzeit, die er dort zurückließ. Und mit der das alte Ruhrort verging. Denn was noch wird von ihm da sein? Eine große Stadt ist es heute gewiß, modern und vom Tempo einer neuen Zeit fiebernd erfüllt, mit Hochhäusern und gewaltigen Wohnbauten aus Stahl und Eisenbeton, mit elektrischen Bahnen, neuen Brücken und breiten Straßen. Eine Stadt, die nicht einmal ihren alten Namen, nicht einmal ihr Eigenleben behalten hat; Duisburg-Ruhrort heißt sie nun schon lange, ist nur noch ein Teil der Riesenstadt am Niederrhein.

Will:icht ist es deshalb, daß Rohde niemals Zeit noch Muße fand, sie zu sehen. Will:icht deshalb fuhr er an seiner alten Heimat immer vorbei. Dröhnen die Hämmer und Walzen heute auch lauter, sprühen die Funken und lodern die Flammen auch heller, rennt und hastet es in den Häfen auch geschäftiger, und klingt über die Stadt hin das Lied der Arbeit auch gewaltiger denn je — das alte Ruhrort lebt nicht mehr, es wich dem Fortschritt und fiel der Vergangenheit anheim. Und während an seiner Stelle ein Neues aufgestanden ist, das aus jahrzehntelangem Schlummer zu tätigem Leben mächtig erwachte und nun einer ungeheueren Zukunft entgegenwuchet, begnügt sich Rohde mit seiner schmerzlich-süßen Erinnerung, wie sie durch seine Träume zieht, selber fast nur noch ein Traum.

Kameraden.

Angeregt durch den Aufsatz „Ritterlichkeit im Luftkampf“^{*} einer wahren Begebenheit nachgezählt
von Heinrich Zerkaulen.

Es war an einem Frühlingstag des Jahres 1916. Der Kampfflieger Oberleutnant Rudolf schraubte sich in die Trunkenheit eines fast verlorenen blauen Himmels hoch, dorthin, wo keine Schrapnellkugel ihn erreichte, wo nur das gute Brummen des Motors verlässliche Begleitmusik zu leichtsinnigen Gedanken schien.

Und diese Gedanken zauberten: sie bauten mit flinken Händen ein Haus, drei Fenster im Erdgeschos, drei darüber. Wein rankte an den braunen Wänden hoch und hielt sich fest an dem roten Ziegeldach. Das Haus mußte er doch kennen?

Natürlich. Oberleutnant Rudolf lachte neben seinem eingebauten Maschinengewehr. Und ob! Das Haus stand an der Mosel, aber nicht im Himmel über Flanderns Erde. Und in diesem Haus lebte sein Vater, der Weingutsbesitzer Rudolf. Man mußte dieses Haus, dessen zerbrechliches Bild plötzlich am Himmel schimmerte, einmal umfliegen.

Aber da, wo das Haus gestanden, da tauchte plötzlich ein anderer Vogel auf, ein fremder — feindlicher. Oberleutnant Rudolf riß den Maschinengewehrlauf herum. Nun war nichts mehr von Frühling und Mosel und Weinjahr. Gelbe Wölkchen zerrannen im Blau des Himmels, glühende Funken blühten, donnernd sangen die Motoren.

Und nun glitt der fremde Vogel, schwer getroffen, ab und ging nieder. Es war kurz hinter den deutschen Gräben. Oberleutnant Rudolf sah, wie die grauen Kameraden über die Brüstung kletterten. Der Franzose war mit Bruch gelandet. Aber aufsetzen und gefangennehmen, das konnte Oberleutnant Rudolf auch, dazu brauchten nicht erst die Grauen aus dem Graben zu kommen. Die Sache glückte; verwundert standen die Kameraden. Sie hätten gern ihre Glossen dazu gemacht, sie, denen das Herz höher schlug.

Aber die beiden Offiziere, der Deutsche und sein Gegner, sprachen französisch miteinander. Die Männer aus dem Graben sahen auch noch, wie der Franzose ein paar Worte niederschrieb, wie er den Zettel in der eigenen Kartentasche barg, um dann beides dem Sieger zu reichen. Der grüßte, ging pfeifend zu seiner Maschine zurück, streifte leicht mit der Hand die beiden Tragflächen ab, als klopfte er den Hals eines braven Tieres und machte sich von neuem startbereit. Er schraubte sich hoch, als sei nichts gewesen, ein singender Vogel, der wieder abzog — dem Feinde zu.

Die grauen Landser aber aus dem Graben umstanden eine Weile wie große Kinder den toten Vogel, dessen Flügel gebrochen am Boden lagen, bis ein Unteroffizier den französischen Leutnant abführte.

Jahre schleppten sich hin. Der Krieg war aus, und der Strom der Grauen war zurückgeflutet in das dornige und steinige Bett in der Heimat . . .

Oberingenieur Rudolf stand in der Aufseherloge neben dem Fabriktor. Er knirschte leise mit den Zähnen. Die Interalliierte Kontrollkommission wurde erwartet. Oberleutnant a. D. Rudolf sollte die Fremden durch die Fabrik führen, in deren weiten Hallen zerschlagene Geschützrohre wie Leichensteine starren.

Es war nichts geworden mit dem Ausruhen im Haus an der Mosel, und nichts mit dem Weinbau. Verflucht noch einmal, es waren überhaupt schlechte Weinjahre, nichts wollte mehr geraten. Es sei Frieden, sagten die Leute, aber die Bretterwand . . .

Da lief nämlich eine Bretterwand quer durch die Halle C, gut verkleidet, tadellos getarnt. Es sah so aus, als hörte die Halle hier — an der Bretterwand — auf. Als sei da nichts

^{*} Vgl. „Das Werk“, August 1935, S. 361/64.

hinter der Bretterwand. Nichts. Mein Gott, und wenn schon. Da hinten lagen ein paar gerechtete Maschinengewehrschlitten, ein paar sauber geölte Maschinengewehrläufe, ein kleiner Haufen graues Munitionsband. Was bedeutete schon diese Winzigkeit auf dem weiten Friedhof starrer Leichensteine?

Wenn es aber glückte, das mit der Bretterwand, dann würde der Oberleutnant a. D. Rudolf morgen nacht auf der Bahn sitzen und vierter Klasse mit ein paar Kisten als Reisegepäck davonfahren. Für die Interalliierte Kontrollkommission waren diese Kisten nicht von Bedeutung. Aber das Gesindel, das sich da in Deutschland herumtrieb, das nie den Krieg an der Front gesehen hatte, dieses Gesindel sollte sich ein wenig an den Kisten und an ihrem Inhalt freuen!

Der Wagen, dem die fremden Herren der Kommission eben entstiegen, war rasch gefahren, rasch wie die Gedanken. Zögernd öffnete der Oberleutnant die kleine Türe der Aufseherloge. Mit einem Kopfnicken begrüßte er die Herren, aber er blickte sie nicht an, er sah durch sie hindurch, als seien sie aus Glas.

Eine Stille entstand, unüberbrückbar — bis der Führer der Kommission plötzlich zu dem Oberleutnant trat und in deutscher Sprache sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Kamerad.“

Oberleutnant a. D. Rudolf verstand nicht. Er sah einen Menschen vor sich stehen, einen Colonel in Uniform, und dann spürte er einen leisen Druck auf dem Arm; der fremde Offizier trat mit ihm einen Schritt zur Seite: „Sie erkennen mich nicht? Ich habe Sie sofort erkannt. Ich weiß — es war verboten damals. Aber Sie haben trotzdem die Tasche richtig über meinem Flughafen abgeworfen. Der Brief ist angekommen. Und meine Frau wußte, daß ich nicht abgestürzt, sondern unverletzt in deutsche Gefangenschaft geraten war.“

Der fremde Offizier schwieg. Dann glitt ein Lächeln über sein Gesicht. „Es war mein erster Luftkampf — damals, und ich war seit drei Tagen verheiratet.“

Oberleutnant Rudolf wischte mit der Hand über die Stirn und versuchte, vier Jahre seines Lebens zurückzudenken. Aber das ging schwer, und darüber hatte der Rundgang schon begonnen. Halle A, Halle B waren abgeschritten.

Der Oberleutnant blickte heimlich den Colonel an, der ernst und gemessen neben ihm herschritt durch Halle C. Kein weiteres Wort wurde zwischen ihnen gewechselt. Ja, ja, so leichtsinnig konnte man damals sein, daß man ungedeckt bis in den offenen feindlichen Flughafen vorstieß, um sein Versprechen zu erfüllen, das man einem gefangenen feindlichen Fliegerkameraden gegeben hatte.

„Und die Bretterwand hier? Was ist hinter der Bretterwand?“ fragte der Colonel und blieb mit seinem Gefolge stehen.

„Nichts“, antwortete Oberleutnant a. D. Rudolf leichtthin. Er sagte „nichts“, und er schien zu lächeln, aber sein Herz schlug wie ein Hammer. Der Colonel sah ihn an. Blick ruhte in Blick — lange — stumm. Und es war das gleiche Fragen und Warten und Verstehen und Erfüllen wie damals, als Oberleutnant Rudolf den Brief des Gegners angenommen hatte, angenommen zur Bestellung, obgleich es verboten war.

Dann hob der Colonel grüßend zwei Finger an die Mütze und sagte: „Gut, ich danke, Herr Kamerad.“ Er wandte sich kurz um, die Besichtigung war zu Ende.

Als der Wagen der fremden Herren längst fort und kein Schatten mehr zu sehen war, stand Oberleutnant Rudolf immer noch im offenen Torweg der kleinen Aufseherloge und lächelte vor sich hin. Wie ein Kind stand er da. Und er fühlte den Frühling, und sein graues Herz wurde hell. Der Oberleutnant hätte nicht sagen können, warum.



Normannisches Haus
in Etretat
(Küstenort der Normandie).

Rassenmäßige Verwandtschaften und Gegensätze zwischen Deutschen und Franzosen.

Von Runo Waltemath.

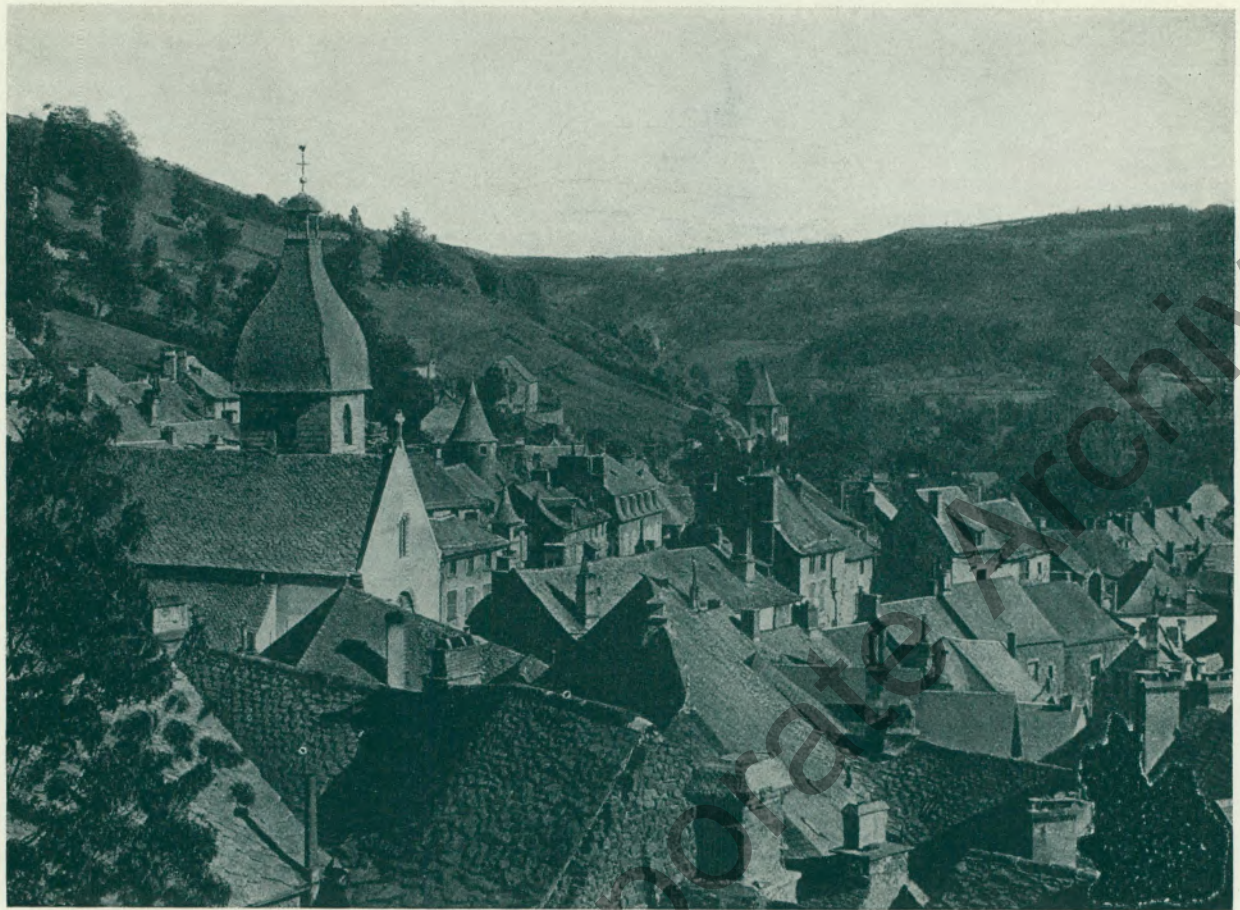
Mit drei Lichtbildern von M. Hürlimann*.

Eine große Rolle spielen in den Erörterungen über eine Verständigung zwischen Deutschen und Franzosen Hinweise auf rassenmäßige Verwandtschaften und auf rassenmäßige Gegensätze zwischen den beiden Völkern. Es gibt Schriftsteller, welche die Möglichkeit einer Verständigung ableugnen, Schriftsteller sowohl diesseits wie jenseits der Vogesen. Sie berufen sich darauf, daß scharfe rassenmäßige Verschiedenheiten zwischen diesen Nationen vorhanden seien, so scharfe, daß sie sich wie Erbfeinde vorkommen, immer bereit,

* Die Lichtbilder sind entnommen dem „Orbis Terrarum Die Länder der Erde in Wort und Bild“. Band: Frankreich. Atlantis-Verlag, Berlin.

sich zu befeinden, zum mindesten sich argwöhnisch gegenseitig zu betrachten und das Argste voneinander zu erwarten.

Daß Gegensätze bestehen, wer will das bestreiten? Nur ist zu bestreiten, daß sie so schroff sind, um zu erbfeindlichen Gedanken zu führen. Sicherlich steht ein Teil der Franzosen anders als die Deutschen da, und zwar gilt dies von vielen Südfranzosen, welche sich jedoch von ihren nördlichen Volksgenossen anthropologisch ebenso wie von den Deutschen sondern. Nicht Franzosen und nicht die Deutschen stehen sich anthropologisch gegenüber, sondern Deutsche und Nordfranzosen auf der einen Seite und jene vielen Südfranzosen



Kein deutsches Städtchen in der Eifel oder im Hunsrück, sondern Murat in der Auvergne (Südfrankreich).

auf der anderen. Deutsches Blut rollt in großer Menge in den Adern der Nordfranzosen. Der französische Soziologe Edmond Desmolinus nennt in seinem Buche „Les Français d'aujourd'hui“ die Bewohner der Isle de France, von Lothringen, Französisch-Flandern, von Artois, der Picardie, der Normandie, der Champagne, von Burgund, der Franche Comté Leute germanischer Abstammung. Der deutsche Schriftsteller Karl Eugen Schmidt, ein geborener Rheinländer, welcher viele Jahre in Paris lebte, fand die Bevölkerung dieser Landschaften seinen engeren Landsleuten sehr ähnlich. Ein Lothringer, ein Mann aus der Champagne, der Bourgogne usw. könnte nach seinem Gehaben, seinem Äußeren ebenso gut ein Mann vom Rhein, von der Nahe und der Mosel sein, so eng sei die körperliche und seelische Verwandtschaft. Gewaltig ist Jahrhunderte hindurch der Zustrom von Germanen in das heutige Frankreich gewesen. Bereits die Belgier, deren Land sich bis zur Seine erstreckte, waren mit Germanen gemischt. Sie rühmten sich sogar der Abkunft von ihnen. Und dann siedelten die Römer viele Germanen an, so Kaiser Probus Tausende von überwundenen Alemannen, Kaiser Maximian viele Franken, Kaiser Constantius Sachsen und Franken im menschenleer gewordenen Nordosten, ferner Franken, Chamaven und Friesen bei Amiens, Beauvais, Troyes und Langres. Der Panegyriker Eumenes von Autun lobt sie als Bebauer der von ihnen verwüsteten Felder und als Kämpfer in den Legionen Roms. Noch im neunten Jahrhundert hieß hier eine Gegend Pagus Chama-vorum. Der Historiker Preuß meint ganz richtig, daß das nördliche Frankreich bereits vor der fränkischen Eroberung halb fränkisch gewesen sei. Die Franken unter den Merovingern stießen überall auf Blutsverwandte, welche allerdings schon romanisiert waren. Diese Neuhinzukömmlinge wohnten

in mehr oder weniger dichten Siedlungen unter den romanisierten Galliern, Belgiern und Germanen, am dichtesten dort, wo die germanische Sprache obsiegte, welche übrigens auch weiter südwärts, bis nach Paris, sich in einigen Landstrichen behauptete. Im Norden ging die Sprachgrenze zwischen Flämisch und Französisch viel weiter südlich und im siebzehnten Jahrhundert bis an die Tore von Lille, welches sogar einen deutschen Namen, Nyssel, trug. Ebenfalls zog sich in Lothringen die Sprachgrenze weiter westlich hin. Ripley erklärt in seinem Buche „The races of Europe“: „Das nordöstliche Drittel Frankreichs ist heute germanischer als Süddeutschland.“ Bedeutend ist hier die Menge der Ortsnamen germanischen Ursprungs oder der Namen von Orten, welche fränkische Niederlassung bezeugen. Der Engländer Taylor führt in seinem „Words and places“ 100 von ihnen auf, am meisten in der Champagne. Der Engländer Seebohm hat in seinem Buche über das alte englische Dorf und seine Organisation sich bemüht, aus der Fülle der französischen Ortsnamen, welche auf germanische Ansässigmachung hindeuten, einige mit deutschen Ortsnamen zu vergleichen, und da entdeckte er mancherlei bemerkenswerte Ähnlichkeiten mit alten pfälzischen, rheinischen, württembergischen Ortsnamen. Um nur in Hinsicht auf die schwäbischen Ortsnamen Beispiele zu nennen, so ähnelt nach ihm Autigny = Eutingen, Effincourt = Defsingen, Euffrigreux = Dffingen, Arvigue = Ervinghausen, Orbigny = Erpsingen, Attigny = Utting, Etigny = Detsingen, Bocquegny = Bodingen, Bettigny = Böttingen. Seebohm vermutet, daß es sich um Dörfer handelt, in welche Kaiser Probus zwangsweise Alemannen ansiedelte. Auch südlich der Loire eroberten und erhielten Germanen Sitzplätze, an der oberen Rhone Burgunder, weiter südlich Westgoten und sonst überall zerstreut Franken. Wenn auch der französische Süden



Kein Friesenhof, sondern ein Bauernhaus in der Normandie.

(Vgl.: „Reise von Borgholzhausen nach Reims“ S. 119 Abf. 1.)

bei weitem nicht so vielen Germanen eine neue Heimat gewährte wie der Norden, so waren sie doch zahlreich genug, um germanische Personennamen auch hier allgemein zu machen. Es wimmelt von solchen unter den Troubadours. Der französische Literaturhistoriker Gaston Paris sagt in der „La Littérature française au moyen âge“: „Des quatre éléments, le fond obscur celtique, l'assimilation romaine, le christianisme et le germanisme sortit, après une élaboration de plusieurs siècles, la société française du moyen âge.“

Die französische Sprache ist ein unwiderleglicher Zeuge des germanischen Einflusses bei der Gründung der französischen Nation. Zitieren wir den französischen Philologen Petit de Julleville, welcher in seiner „Histoire de la langue et la littérature française“ feststellt: „Die Wörter, welche sich auf politische Institutionen, auf das Rechts- und Sozialleben beziehen, zeigen uns, bis zu welchem Grade die Dazwischenkunft der Germanen die Gesellschaft umgewandelt hat. Ausdrücke für Bekleidung, wie robe (Kleid), giron (Schopf), gant (Handschuh), écharpe (Armbinde) lassen uns die Ersetzung des römischen Gewandes durch das germanische sehen. Andere Ausdrücke bezeugen dasselbe für Weisen der Wohnart, wie bourg (Flecken), hameau (Heim, Weiler), oder der Bauart, wie faîte (First), guichet (Schalter), bord (Rand, Saum); wir finden den germanischen Einfluß in der Wohnungsausstattung wieder, wie Bank (fauteuil), in dem Werkzeug, in der Nahrung, im Getränk, wie gateau (Kuchen), rôti (rösten, braten), bière (Bier), hanap (Humpen), canif (Messer, am Niederrhein Knief), bacon (Schinken). Die Segelschiffahrt wurde vollkommen von den Germanen erneuert, wie die Worte hune (Mars, Mastkorb), écoute (Segelleine), mât (Mast), havre (Seehafen) zeigen, und ebenso

die sächsischen Namen für die vier Himmelsgegenden. Die Ausdrücke für danser (tanzen), espringuer (springen), estampir (stampfen) belehren uns, daß die deutschen Zerstreungen von den Römern adoptiert wurden. In moralischer Beziehung fällt die Einführung von Wörtern auf, wie estrif (Streit), franc (frei), riche (reich), frais (frisch), hâter (hasten), épargner (sparen) usw. Aber in welchem Maße müssen die Eindringlinge und die Ureinwohner im täglichen Leben vorkommende Gedanken vertauscht haben, daß diese in der Sprache jener Eigenschaften des Bodens und seiner Kultur, Bäume, Naturdinge, Pflanzen, Tiere, Körperteile benennen, daß diese die Überlegenheit des Deutschen über das Lateinische in der Bezeichnung der Farben erkennen.“

Man kann wohl mit Recht sagen, daß die Rassen, welche die deutsche Erde beherbergt, der französischen nicht fremd sind. Die in Südfrankreich in der Altsteinzeit heimische Cromagnonrasse, deren körperliche Überreste in der Höhle von Cro-Magnon im Dordoguedepartement — wo an den Wänden die prächtigen Tiermalereien von erstaunlicher Kunstfertigkeit angebracht sind —, aus der dritten Zwischeneiszeit herrührend, ausgegraben wurden, verbreitete sich nach dem Schmelzen des Eises über Nordfrankreich und Mittel- und Nordeuropa sowie über England. Sie drang bis nach Schweden vor, wo sie in der Landschaft Dalarna besonders rein ihre charakteristischen Merkmale, als da sind breites Gesicht, fliehende Stirn, starkes Hinterhaupt, kurze Nase, helle Haare und Augen, erhalten hat. Sie wird deshalb auch Dalrasse genannt. Die Blondes Frankreichs und Deutsch-

* Unser Autor führt u. a. folgende dem Germanischen entstammende Wörter: lande (Heide), haie (Hecke), jardin (Garten), gerbe (Garbe), hêtre (Rotbuche), épervier (Sperber), mouette (Möwe), écrevisse (Krebs), hareng (Hering), lippe (Unterklippe), nuque (Nackten), bleu, blond, brun, fauve (fahlrot, wie Hirsche im Sommer), gris.

lands gehören ihr an, wie denn auch die neuen anthropologischen Erhebungen an deutschen Bauern- und Fischerbevölkerungen ergeben haben, daß die norddeutschen Bauern die hervorstechenden Züge dieser Rasse sich gut bewahrt haben. Was diese Erhebungen für Deutschlands Anthropologie gebracht haben, trifft auch auf Frankreich zu. Sowohl hier wie dort kurzköpfige Blonde, an denen der Daltypus zu spüren ist, etwas weniger kurzköpfige Brünette mit schmalen, langen Gesichtern, steiler Stirn, oftmals mit Adlernasen ausgestattet. Hier wie dort lagern sich die Blondenen mehr im Norden, die Brünetten mehr im Süden. Nur sind der Blondenen in Deutschland mehr als im westlichen Nachbarland und der Brünetten weniger. Daneben gibt es im französischen Süden langschädelige Brünette mit ovalen Gesichtern in großer Menge, welche aber am Rhein nicht fehlen, und außerdem Brünette vom Cromagnontyp, deren man auch auf der deutschen Erde welche hat. Auf die im deutschen Osten nicht seltenen Menschen mit hervorstehenden Backenknochen stößt man hin und wieder auch in Frankreich, Zeugen mongoloider Zuwanderungen in der Alt- und Neusteinzeit. Bereits in dieser Menschheitsperiode wurden rassenmäßige Verwandtschaften zwischen den heute Deutschland und Frankreich geheißenen Ländern geschaffen. Davon hatte sich so viel im alten Gallien konfirmiert, daß die Römer deren Bewohner wegen ihrer Blondheit mit den Germanen verglichen und beide auf Bildsäulen und Skulpturen im Gesichtsschnitt und Körperbau ähnlich abkonterfeiten. Strabo unterschied sie nur darin, daß die Gallier in der Zivilisation römischer Art größere Fortschritte gemacht hätten, während die Germanen im alten Zustand weiterlebten; beide hätten im Aussehen, in Sitte und in der Lebensweise vieles gemeinsam.

Auch im markantesten Zeichen urwüchsigen Bauerntums, im Hausbau, Ähnlichkeiten! Bis an die Wasserscheide von Seine und Loire fränkischer Hausbau und im Departement Nord das urgermanische Haubendorf!

Neue Verflechtungen auf der Grundlage des Blutes bildeten sich in der Neuzeit durch die Zuwanderung der Emigranten aus der Zeit der großen Revolution und der Hugenotten. Von den Hugenotten sind etwa 20000 in das damalige Brandenburg eingewandert, in Berlin war damals jeder Zehnte ein Franzose! Sehr viele von ihnen kamen nach Hessen, nach dem Wuppertale, nach dem Rheingebiet, nach der Pfalz, nach Sachsen, kleinere Scharen zerstreut nach dem ganzen protestantischen Deutschland — überall, wohin sie gelangten, als Schöpfer einer neuen Gewerbetätigkeit, als Anreger auf geistigem Raum geschäft. Die Rassenmäßigkeit der rassenmäßigen Unterschiede zwischen Deutschen und Franzosen erhellt daraus, daß die Nachkommen dieser Zuzügler fast spurlos im deutschen Volkstum aufgegangen sind. Außer den Namen, soweit sie sich erhalten haben, und der Zugehörigkeit zu den vereinzelt französischen-reformierten Kirchengemeinden sind kaum noch Erinnerungen daran am Leben. Chamisso, de la Motte, Souqué, Fontane, vollblütige Franzosen, haben uns Dichtungen geschenkt, von denen keiner bezweifelt, daß echtes deutsches Empfinden, kerniger deutscher Geist in ihnen pulsiert. Umgekehrt sind seit 150 Jahren viele Deutsche nach Frankreich gezogen, dort eingebürgert worden; ihre Nachfahren sind Franzosen geworden, an deren Abkunft lediglich der Name noch mahnt*. Viele von ihnen haben sich in Frankreich einen Namen gemacht, als Generäle, Politiker, Gelehrte, Schriftsteller und als gute Diener ihres Vaterlandes. Männer im französischen Geistesleben, gerühmt wegen ihres wahrhaft gallischen Genies, mit germanischen Namen sind nicht selten.

* Vergleiche den nachfolgenden Aufsatz: „Tagebuch einer Reise im Jahre 1801 von Borgholzhausen nach Reims in Frankreich.“

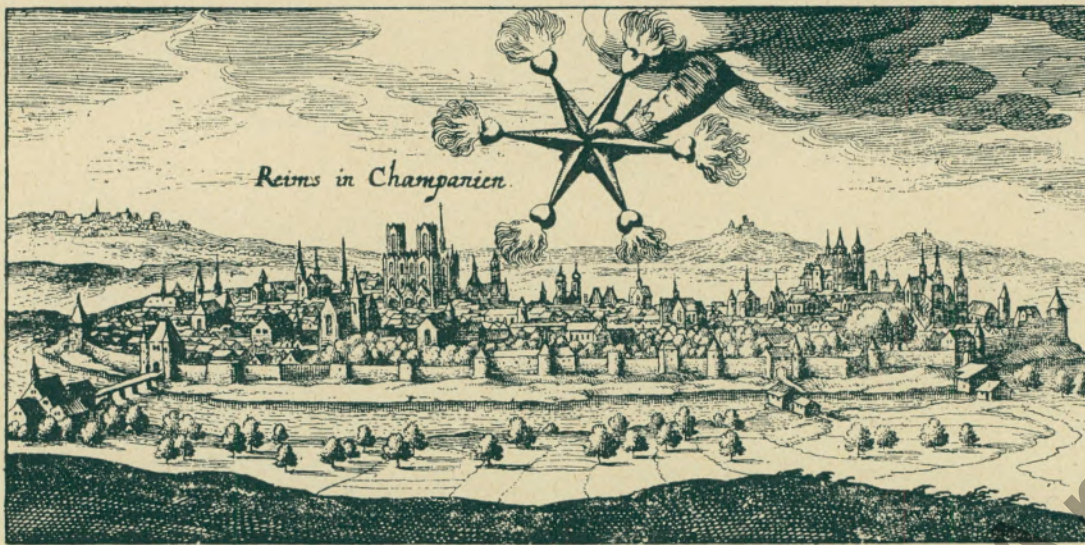
Man denke an Holbach, Rudolph Löpfer, Crckmann, van Hasselt, Heinrich Beyle, bekannt als Stendhal, Staël-Necker, Huysmans, Cekhoud, Verlaine, Verhaeren, Rodenbach, Maeterlinck usw.

Hellmuth Köhler hat in seinem neuesten Buche über das Leben des Prinzen Eugen von der französischen Statik und der deutschen Dynamik als von etwas geschrieben, welches tief im Geistig-Seelischen der beiden Völker ruhe. Und in einer Besprechung wurden deshalb Zweifel geäußert, ob jemals „rational-politische Abmachungen“ solchen Gegensatz beseitigen könnten. Wir fragen: Ist die Neigung der französischen Politik zur Statik, zur Erhaltung des Gegenwärtigen, welches nach der französischen Superiorität strebt, nicht darin begründet, daß Frankreich, nachdem es bis zum fünfzehnten Jahrhundert uneins gewesen war, zerrissen gewesen war, eine Beute der Eroberungspläne englischer Könige, dann Jahrhunderte hindurch früher als Deutschland ein geschlossener Nationalstaat wurde, welcher als solcher die volle Wucht seiner konzentrierten Macht in die Waagschale der europäischen Politik werfen konnte und nach einer überragenden Stellung streben? Indem die Französische Revolution den Nationalstaat noch mehr festigte, ihn eng im Herzen des Volkes verankerte, mußte konsequent das Begehren nach einer derartigen Stellung noch intensiver werden. Deutschland dagegen, vor 1870 in sich uneins, erfüllt von tiefen Gegensätzen der einzelnen Innenstaaten, war froh, wenn es in Frieden gelassen wurde. Von dem Auftreten eines deutschen Nationalstaates auf der Weltbühne konnte nicht die Rede sein. Bemühte sich Frankreich, die Statik der Zustände zu erhalten, weil das in seinem Interesse lag, mußte im Gegenteil Deutschland darauf hinarbeiten, sie so zu ändern, daß es gesicherter vor fremden Machtbestrebungen war. Eine lebhaftere Dynamik seiner Politik war die natürliche Folge. Erst 1870 trat eine gewisse Änderung auf, indem Bismarck seine Politik darauf einrichtete, das Kräfteverhältnis in Europa, wie es seit 1870 sich entwickelte, aufrechtzuerhalten, wogegen Frankreich solches Verhältnis umzustossen sich bestrebte, also nicht als eine Macht gelten durfte, welche sich für die Statik Europas einsetzte — ein Beweis dafür, daß Köhler mit seiner Auffassung nicht recht haben kann. Die französische Außenpolitik, welche sich als Vertreterin der konservativen Beharrung innerhalb des europäischen Gefüges gebärdet, auf die Heiligkeit der Friedensverträge von 1919 schwört, piffte von 1871 bis 1914 darauf, den Frankfurter Frieden als unantastbar zu betrachten, schien eine Macht geworden zu sein, welcher eine Dynamik in der europäischen Politik allein wertvoll war.

Es gibt Forscher, welche jede Verständigung zwischen den beiden Nachbarvölkern für unmöglich erklären, weil bereits die Ausdrucksweise ihrer Sprachen, die sprachliche Prägung der Begriffe des Lebens und des Geistes beweise, welche Kluft sie trenne. Wir haben vor uns einen Aufsatz von einem Holsteiner im „Deutschen Volkstum“, wonach die Gegensatzlichkeit zwischen Holsteinern und Rheinländern so groß sein soll, daß sie nicht wie Glieder desselben Volkes anmuten. Dieselben Verschiedenheiten, welche in der Begriffsausdrucksweise des Französischen und Deutschen obwalten, walten sie nicht zwischen den verschiedenen deutschen Dialekten ob? Welche Verschiedenheit in dieser Beziehung zwischen dem Hochdeutschen und dem Plattdeutschen! Und doch handelt es sich nur um Abarten derselben Sprache.

Es ist zu begrüßen, daß Stimmen, welche die germanische Bluteinfuhr in Frankreich erkennen, welche nicht blind gegen rassenartige Verwandtschaften sind, auch unter der französischen Frontgeneration sich regen und, auf sie bauend, an dem Werke der Versöhnung arbeiten wollen. Hoffen wir, daß ihnen mehr Erfolg beschieden ist, als es bislang der Fall war!

Reims
gegen
Ende des
18. Jahr-
hunderts.



Tagebuch meiner Reise im Jahre 1801 von Borgholzhausen nach Reims in Frankreich.

Von August Ferdinand Heidsieck, Pastor zu Borgholzhausen.

Im Besitze des Landgerichtsrates a. D. Fr. Heidsieck, Köln.

Mitgeteilt von dem Urenkel des Verfassers, Generalarzt a. D. Dr. Ludwig Hammerschmidt, Liegnitz.

Zur Einführung.

August Ferdinand Heidsieck, geboren am 25. August 1745, stammte aus einer alten Bauernfamilie, welche auf dem Heidsieckshofe in Jöllenbeck ansässig war, aus der aber seit Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in mehreren Generationen hintereinander Pastoren hervorgegangen waren. Wie sein Großvater, der Pastor zu Brochhagen, und sein Vater, der Pastor in Borgholzhausen war, so studierte auch er Theologie, um später der Nachfolger seines Vaters in Borgholzhausen zu werden. Er blieb also bodenständig auf seiner Scholle, während seine sämtlichen Geschwister nach verschiedenen Orten Westfalens verschlagen wurden, aber doch wohl schwerlich über die Grenzen ihres Heimatlandes hinausgekommen sein dürften. Nur einer von ihnen suchte und fand sein Glück in weiter Ferne. Florens Ludwig Heidsieck, geboren 1749, wurde Kaufmann. Anlässlich eines Prozesses, den er für seine deutsche Firma zu führen hatte, soll er nach Frankreich gekommen sein. Vielleicht infolge zufälliger Ereignisse blieb er in Reims und gründete hier 1785 eine Sektfabrik, die schnell aufblühte und im Laufe der Zeit zu der Weltfirma Heidsieck & Co. wurde. Ob er in ein bereits bestehendes Geschäft hineinheiratete oder ob allein eigene Tüchtigkeit und Laetkraft ihm, dem doch zweifellos unbemittelten Pfarrerssohn, die Gründung des Geschäftes ermöglichten, wissen wir nicht. Jedenfalls stand dasselbe trotz der Wirren in Frankreich schon nach wenig mehr als einem Jahrzehnt in hoher Blüte. Er muß einen stark entwickelten Familiensinn besessen haben, denn als sein einziger Sohn als Kind von fünf Jahren starb (1791) und seine mit einer Französin, Agathe Perthois, geschlossene Ehe weiterhin kinderlos blieb, da ließ er den ältesten Sohn seines Bruders Franz Friedrich Ferdinand aus Borgholzhausen kommen und adoptierte

ihn. Das ohnehin schon wohl recht gute Verhältnis mit dem Bruder in Westfalen wurde dadurch noch mehr befestigt, und es war daher ganz natürlich, daß er diesen wiederholt zum Besuche nach Reims einlud. Die politischen Verhältnisse, die Nachwehen der Revolution, noch mehr die Koalitionskriege gegen Frankreich von 1792 bis 1797 und von 1799 bis 1801 machten die Reise lange unmöglich; endlich am 9. Februar 1801 war der Friede von Lunéville geschlossen worden. Zur Zeit sah es friedlich in Frankreich aus, denn der Krieg mit England berührte weder Westfalen noch die Champagne unmittelbar. So konnte Pastor Heidsieck daran denken, seinen lange gehegten Plan auszuführen. Nach einem herzlichen Abschied von seiner Frau, seiner Mutter und seinen Kindern, „wobei die erstere im sehr nachweinet“, machte er sich am 15. Juli auf den Weg. In einem noch erhaltenen ausführlichen Reisetagebuch schildert er die Eindrücke während der zweieinhalb Monate dauernden Reise, die ihn zunächst nach Reims, dann in Begleitung des Bruders nach Paris und Le Havre führte. Voll vielseitiger Interessen und ein vorzüglicher Beobachter, beschreibt er das, was er gesehen, oft mit außerordentlicher Genauigkeit. Daß er die Kirchen besonders aufsucht, ist natürlich. Er vermerkt, wenn die Verpflegung teuer ist, und es ist im Interesse der volkswirtschaftlichen Verhältnisse jener Zeit nur zu bedauern, daß er seine Klagen nicht zahlenmäßig belegt. Die französische Sprache beherrschte er vollkommen, und das erklärt auch wohl die auffallende Tatsache, daß er sich so schnell mit dem Verkehr mit den Franzosen und deren Sitten abfindet. Nicht einmal in der ganzen Beschreibung finden wir einen Hinweis darauf, daß der Menschen-schlag in Frankreich doch ein ganz anderer sei als der, mit dem er in Westfalen umzugehen hat!

Schon lange hatte ich an eine Reise nach Reims zu meinem Bruder gedacht. Die Beweggründe dazu waren die Liebe zu diesem Bruder und seine wiederholten Einladungen. Diese Beweggründe, die durch die Neigung zum Reisen bei mir unterstützt wurden, wurden dadurch sehr vermehrt, als unser geliebtes Kind, Franz Friedrich Ferdinand¹⁾, bei meinem Bruder als Adopté ins Haus kam.

*

¹⁾ Geboren zu Borgholzhausen am 28. Juni 1784.

Den 15. July 1801. Des Morgens $\frac{1}{4}$ Uhr reisete ich von Borgholzhausen und kam des Nachmittags 2 Uhr in Münster an. Ich trat bei Peter Kolken ab, fand zwar gut Logis, mußte aber viel bezahlen.

Den 16., morgens 6 Uhr, fuhr ich auf der Post von Münster und hätte zwischen da und Dülmen beinahe das Unglück gehabt, von dem schlafenden Postillion von einer Brücke, nebst dem Postwagen, geworfen zu werden. Er fuhr zu nahe an das steinerne Geländer. Er fiel zwischen die Pferde, und sein



Düsseldorf.

(Etich aus dem Stadtmuseum in Düsseldorf.)

Sattelpferd lag auf der Mauer der Brücke. Wir hatten zu tun, das Pferd wieder auf die Beine zu bringen. Es ging Gottlob noch alles gut. An diesem Tage gegen 2 Uhr war ich in Dülmen. Ich speisete daselbst nicht, weil ich wußte, wie schlecht man dort speiset. In dem dortigen Posthause findet man den Wirt, der zugleich Vicarius²⁾ ist, als ein wahres Faultier stets, auch wenn es sehr warm ist, am Herde sitzen und schlafen. Er spricht mit seinen Gästen nichts. Sein Neveu und eigentlicher Postmeister kizelt³⁾ sich mit seinem Nachbar gern auf der sehr schmutzigen Gasse, auch wohl auf dem Misthaufen. Von Dülmen fuhr ich nach Verlauf einer Stunde weiter. Bisher war ich allein im Postwagen gewesen. Jetzt setzte sich ein junger Mensch, namens Neubaus aus Dorsten, bei mir ein. Er frug mich, ob ich bisher allein im Postwagen gewesen. Auf meine Antwort „ja“ bedauerte er mich. Aber ich fand bald bei seinem Discour Ursach, zu denken, wie Gellert sagt: „Ich bin noch nie allein gewesen, als seit der Zeit, daß Sie zugegen sind.“ Er redete mir viel von seinen Vermögensumständen, von den Lieferungen, die er an die Osterreich⁴⁾ gehabt⁴⁾, von den Débauchen⁵⁾, die er oft gemacht, und wie er sich die Folgen des Rausches vertrieben, vor. Nachher sagte mir der Postillion zwischen Dorsten und Duisburg, bei dem ich von ohngefähr nach dem Neubaus fragte: „D, de Pralhans, vor einigen Jahren kon he kene Pip Tabak to lauge kriegen.“

Den 17. fuhr ich des Morgens 5 Uhr von Dorsten durch lauter Heiden, war auf der Ruhr um 12 Uhr und gegen 1 in Duisburg. Im dortigen Munster'schen Posthause glaubte man schon in Frankreich zu seyn: alles spricht französisch. Ich speisete da nicht, weil ich weiß, daß man da für mäßige Bewirtung viel Geld nimmt, wofür die Leute jedoch auch artig sind. Nach 1 ½ Stunden fuhr ich in einem anderen und beque-

²⁾ Es ist wohl kaum anzunehmen, daß ein Hilfsgeistlicher gemeint ist. Vielleicht Viktualienhändler?

³⁾ balgt?

⁴⁾ In den Koalitionskriegen gegen Frankreich.

⁵⁾ Gastmähler, Schmausereien.

meren Postwagen von Duisburg ab und hatte von da bis ½ Stunde vor Düsseldorf sehr schlechte Wege, aber einen flinken Postillion. Gewiß waren auf diesem Wege über 100 Karren, die hin und her fuhren. Man kann sich keine größere Lebhaftigkeit auf einer Landstraße denken. In dieser Gegend war schon Korn geschnitten und Land umgeackert. O, welch schöne Gegend! Ungeheure, volle Felder und viele, in kleiner Entfernung liegende, Dörfer und kleine Städte.

Den 17. des Abends 7 Uhr in Düsseldorf, wo ich leider bis Sonntag den 19. bis 5 Uhr abends warten mußte. Am Sonntag war in Düsseldorf sogenannte Kirmes und das Fest des heiligen Apollinaris. In der Pfarrkirche⁶⁾ hielt ein Kapuziner seine Lobrede. Er erzählte seinen Zuhörern vieles von seinem Heiligen: wie er in Ravenna das Evangelium Jesu gepredigt, darüber viel gelitten und nachher gefötet wäre. Dafür hätte ihm dann auch Gott viele Verherrlichungen gegeben, und zwar schon in diesem Leben. O, wenn man die vielen Dörfer und Gegenden sollte durchgehen, wo Gott auf die Fürsprache des heiligen Apollinar Wunder getan, wie auf seine Fürsprache schon so manchem Menschen geholfen, o, man würde erstaunen! Während der Predigt, bei deren Anhörung mancher Zuhörer Nase und Maul aufsperrte, standen die Gebeine des heiligen Apollinar in einem schön gearbeiteten mit Silber überzogenen kleinen Sarge vor dem hohen Altar. Er selbst saß in Silber ob demselben, den Bischofsstab in der Hand habend. Während der Predigt wurde auch von einem andern Priester das Abendmahl ausgeteilt. Ein Anderer hörte die Beichte. Er lauschte wohl zu, was ihm ins Ohr gesagt wurde. Er sowohl wie seine Beichtender hielten das Tuch vor das Gesicht. Dann zog er sich zurück, machte magische Bewegungen mit der Hand und entließ dann diese guten Leute.

Hierauf ging ich in die reformierte Kirche. Nachdem recht gut gesungen war, trat ein wohlgewachsener, feiner Mann auf die Kanzel. Er fing an zu reden, zog aber seine Worte so

⁶⁾ Die Lambertus-Pfarrkirche.



Palais royal.

(Zeitgenössischer Stich.)

langsam und fein, schleppte sie so zierlich, daß es bei mir gleich Widerwillen weckte. Es war nicht die Sprache der Natur, sondern eine Hiererei, durch welche er gefallen wollte. Er redete über den Spruch: „Kostet nicht vor der Zeit usw.“ Was er darüber sagte, war zwar recht gut, wenn er als philosophischer Moralist hätte reden wollen. Bei seinen Demonstrationen drückte er den Zeigefinger aber so fein auf den Daumen, als seine Ausdrücke gesucht waren. Wenn ich die Wirkung seiner Predigt mit der des Kapuziners vergleiche, so deucht mir, beobachtet zu haben, daß der Letztere seinen Zweck mehr erreichte, als der Erstere. An diesem Tage war in Düsseldorf eine große Prozession, dem heiligen Apollinar zu Ehren. An den Festungswerken in Düsseldorf sah ich die Zerstörung, welche die Franzosen angerichtet⁷⁾. Allenthalben eingestürzte Mauern, eingerissene Wälle, die nun vollends von den Deutschen heruntergenommen wurden.

*

Den 19. abends 6 Uhr fuhr ich in 10 Minuten über den Rhein, ging auf Neuß, von da ich des Nachts 12 Uhr abfuhr. Von Lüttich reisete ich den 22. July mittags $\frac{3}{4}$ 1 Uhr ab und kam mit großer Geschwindigkeit des Abends 9 Uhr in Namur an. Ich passierte Chemeppe, Ainchy⁸⁾, Amai, Huy⁹⁾, Audenelle¹⁰⁾. Weil ich den Postwagen nicht haben konnte, so gab ich meinen Koffer auf selbigen und ging mit der Briefpost ab, mit der man stets in vollem Trabe fährt. Man fährt von hier bis Mézières stets an der Maas her. Die Wege sind stets gut. Man behält immer zur rechten Hand hohe felsichte Berge, unter denen man oft nahe vorbeifährt, und die Schauder erregen. Auf einem solchen Felsen stand etwa 2 Stunden von Lüttich ein schönes Schloß, welches einem Grafen gehören soll. Man siehet sonst auch in diesem langen Tal hin und wieder schöne Güter liegen, die alle von Backsteinen gebauet sind. Aber die Häuser der Landleute sind mehrertheils klein und schlecht und wollen nichts sagen gegen die Häuser unserer Westfälischen Bauern. In dieser Gegend

⁷⁾ 1795 von den Franzosen nach heftiger Beschießung eingenommen.

⁸⁾ Engis?

⁹⁾ Huy, kleine Festung, alles Orte an der heutigen Bahn Lüttich-Namur.

¹⁰⁾ Andenne?

wird an vielen Orten Kalk gebrannt, wozu man ein Gemäuer in Form eines halben Turms von besonderer Festigkeit erbauet, welches immer bleibet. Nie habe ich mehr Felsenwände gesehen, als in dieser Gegend. Wenn ich die Menschen in dieser Gegend ansah, so fand ich sie durchgehends, besonders die Weiber, sehr häßlich und schmutzig. Man hätte glauben sollen, man wäre in der Tartarei. So bequem mein Postwagen von Aachen bis Lüttich gewesen war, so unbequem und eng war der gegenwärtige. Dies wurde durch einen jungen Franzosen, der mit seiner Frau, die oft übel und zum Erbrechen kam, nebst einem Kinde und seinem Pudel auf dem Wagen war, vermehrt. Wir passierten Dinand¹¹⁾ und wechselten die Pferde dort. Eine fürchterliche bergichte Gegend. Wir fuhren durch Felsen, durch welche der Weg gehauen ist, und die auf beiden Seiten wie Türme dastehen. Wir passierten die Maas in einem Kahn, der ziemlich viel Wasser eingelassen hatte. Des Morgens zwischen 4 und 5 kamen wir in Givet an.

*

Je näher man nach Paris kommt, desto lebhafter wird die Straße. Eine Post nach der andern, Fuhrwerke und Reiter folgen einander. Man reisete durch fruchtbare Felder, aber von Paris siehet man nichts. $\frac{3}{4}$ Stunde von Paris passieret man noch ein Städtchen namens Le Bourget¹²⁾. Am 22. August abends 7 Uhr, kamen wir in der Vorstadt St. Martin in Paris an. Wir fuhren vom Posthause nach unserm Logie, nämlich Hôtel de Chancellerie, Rue des bons Enfants, nahe beim Palais Royal¹³⁾, wo wir um 8 Uhr ankamen. Wir gingen noch den nämlichen Abend ins Palais Royal. Dieses liegt mit der Front am Place du Palais Royal und hat vorn 2 Höfe von mittlerer Größe. Von hier aus kommt man auf einen großen Platz, der ein langes Viereck bildet, an beiden Seiten und oben und unten mit einem Gebäude umgeben, welches an jeder Seite 78 Fenster und oben 30 Fenster hat, zwischen denen jedem eine Säule mit schönen Kapitälchen bis zur dritten Etage hinaufläuft. Unten an diesem Gebäude befindet

¹¹⁾ Eisenbahnlinie Namur-Givet-Charleville-Rethel-Reims.

¹²⁾ Der bekannte Schlachtenort vom 30. November und 21. Dezember 1870.

¹³⁾ Von Richelieu erbauet, diente anfangs Ludwig XIII. und Ludwig XIV., später Mitgliedern der Familie Orléans als Wohnsitz.



Der Louvre.

(Stich aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.)

sich ein Spaziergang, der nach der Gartenseite offene Bogen hat, an der anderen Seite sind Zimmer mit den schönsten Waren von allerlei Art¹⁴⁾, alles Erdenkliche ist da zu haben, immer eins schöner und glänzender als das andere: ferner ein Kaffee-, Wein- und Spielzimmer. Unten in der Erde sind nach der einen Seite hin schöne Keller, worin man recht gut speiset, wie wir dann zweimal im Caveau sauvage gespeiset haben, wo einst Felig Lepelletier¹⁵⁾ ermordet wurde, weil er für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatte. In der zweiten Etage sind Restaurants, Kaffeehäuser, auch Zimmer für schöne Mädchen,

¹⁴⁾ Um seine Finanzen aufzubessern, erbaute Philippe Egalité (1727 bis 1793) eine Reihe von Häusern, in der nächsten Umgebung des Palais Royal, die er an Kaufleute vermietete.

¹⁵⁾ Der Abgeordnete Lepelletier de Saint-Fargeau, Restaurateur im Palais Royal, wurde von dem ehemaligen Leibgardisten Paris erschossen.

die hier mit ausschweifender Kleidung umhergehen. In der Mitte dieses weitläufigen Gebäudes ist ein Platz, auf welchem grüne Plätze, die mit Bäumen besetzt und mit feinen Latten eingefasst sind, sich befinden. Dies Palais ist mit Menschen den ganzen Tag angefüllt, so viel, daß man sich oft nicht ausweichen kann. Wenn man des Abends hineinkommt und die vielen Zimmer erleuchtet, die glänzenden Boutiquen mit ihren prächtigen Waren und die erstaunliche Menge Menschen siehet, so erstaunt man.

Den 23. August besah ich den Pont neuf¹⁶⁾, von Heinrich II. 1578 erbaut. Hier ist fast die größte Passage in Paris. Ohne Aufhören ist die Brücke voller Menschen, Mietkutschen und Fuhrwerken. Die Stelle, wo einst die Statue Heinrichs IV.¹⁷⁾ stand, ist jetzt ein schönes Kaffeehaus nebst einem Garten.

Den dieser Ort ist eigentlich ein aus der Seine heraufgebaute großer Platz, viermal so groß in der Runde als der Turm zu Borchholzhausen. Demnächst besah ich das Äußere des Louvre¹⁸⁾ nebst seiner Colonnade, ein altes, graues, viereckiges Gebäude, auf dessen einem Pavillon ein Telegraph¹⁹⁾ angebracht ist. Dies Gebäude ist 3 Etagen hoch. An diesem Tage hielt Bonaparte²⁰⁾ große Revue auf dem Place Caroussel²¹⁾, der ich zusah. Ihn selbst sah ich von fern. Nachmittags gingen wir über den Place Caroussel durch die Tuileries in dem Garten spazieren.



(Zeitgenössischer Stich.)

Der Louvre im ursprünglichen Zustand von der Place du Carroussel gesehen.

Man beachte die bauliche Veränderung der Front auf der obigen zeitlich späteren Zeichnung.

¹⁶⁾ Die bedeutendste der Pariser Brücken über beide Seinearme und die dazwischenliegende Citéinsel. Erbaut von 1578 bis 1604; unter Heinrich III. begonnen.

¹⁷⁾ 1792 zu Kanonen eingeschmolzen.

¹⁸⁾ Das alte Königsschloß, in der Mitte ein großer viereckiger Hof.

¹⁹⁾ Der seit 1793 verbesserte optische Telegraph, der es zum Beispiel erlaubte, in zwei Minuten über zwanzig Stationen hinweg nach Lille zu telegraphieren.

²⁰⁾ Seit Dezember 1799 erster Konsul.

²¹⁾ Die Tuileries schließen sich an den Louvre an und umschließen mit ihren beiden Flügeln den Place Caroussel.



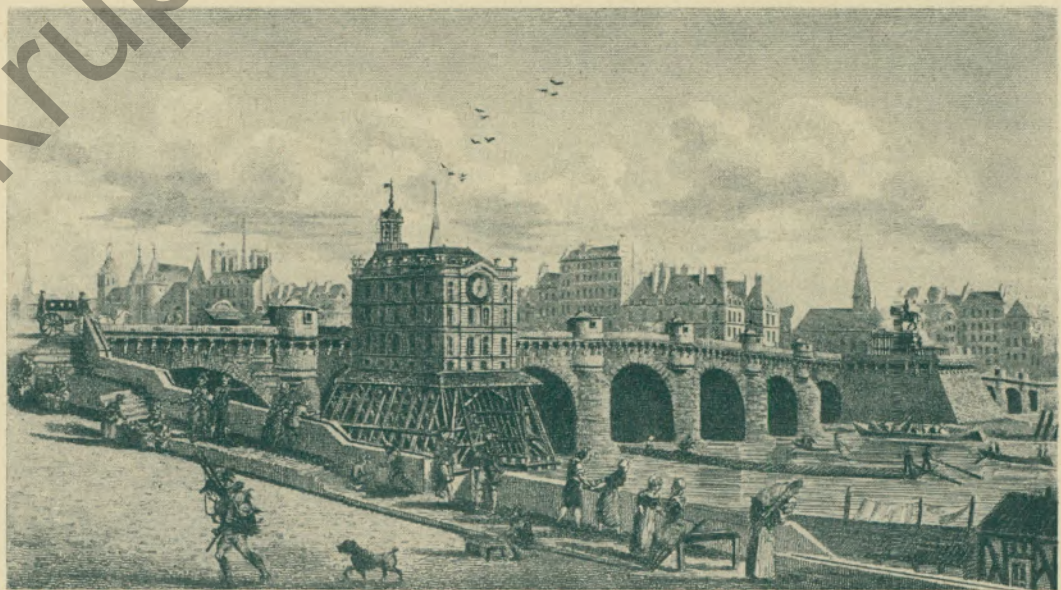
Die Tuileries.

(Farbige Lithographie aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.)

Das Louvre ist wenig und mit Invaliden besetzt. Der Platz in demselben ist 63 Klafter lang und 63 breit. In diesem Hofe wurden jetzt rund umher leichte Gebäude errichtet, um darin die Kunstwerke und neuen Erfindungen der Franzosen zur öffentlichen Ansicht auszustellen. Das Palais des Tuileries schließt mit einer Seite an das Palais du Louvre, läuft an der Straße hin und macht nach dem Garten hin wieder Front. Der Carousselplatz. Vor demselben ist ein großer, schöner, mit einem eisernen Gitter nach der Stadtseite hin versehener, gepflasterter Platz. Auf demselben hält Bonaparte alle 10 Tage große prächtige Revue. Diesmal war die Consular-Garde zu Pferde und zu Fuß, viele Infanterie, Dragoner und Husaren, nebst Artillerie, gegenwärtig. Der ganze Platz war gedrängt voller Soldaten. Das Palais selbst ist stets in- und auswendig stark besetzt²²⁾.

Aus dem Garten der Tuileries kommt man auf den Platz Louis XV., jetzt Place de la Révolution²³⁾ genannt. An der Stelle, wo sonst die Statue dieses Königs stand, steht jetzt eine große Säule von Holz mit vielen Armaturen versehen zu Ehren der französischen Armeen, welche aber in der Folge einer andern, bessern, Platz machen wird. Auf diesem Platz ist Louis XVI. guillotiniert²⁴⁾. Rechts ab von diesem Platz kommt man in die Rue de la Révolution²⁵⁾ und dann in die Rue St. Honoré, links ab über die Pont Louis XV. nach dem Palais Bourbon Condé²⁶⁾ und nach den Invaliden. Geradeaus kommt man in die Elisäischen Felder, ein angenehmes Gehölz, welches in Alleen gepflanzt ist, weiterhin nach dem Bois de Boulogne, wo

ich nicht gewesen bin. Dieses Gehölz, nebst den Elisäischen Feldern, dem Place Louis XV. und den Tuileries ist besonders gegen Abend und des Sonntags mit vielen tausend Menschen angefüllt, welche spazieren. In den Elisäischen Feldern ist ein Haus nach dem andern, wo getanzt wird, und wo man Erfrischungen aller Art haben kann. An einer Seite stand eine Art von Tempel von Holz erbaut, auf welchen man durch 8 Stufen heraufkommt, und der inwendig einen freien, mit Säulen umgebenen Platz hat. Um dieses Gebäude ist ein großer Raum, der zu Illuminationen am 14. July gedient hat, nebst einem Orchester. Hier sieht man eine Menge junger Leute, die sich im Laufen, Wettrennen und Schaukeln üben. In diesen Gegenden war ich Mehrmalen. Des Sonntags gegen Abend siehet man bei schönem Wetter viele 100 Kutschen nebst Menschen zu Pferde über den Place Louis XV durch die Elisäischen Feldern nach dem Bois de Boulogne eilen. Aus diesen Feldern war vor etwa 14 Tagen ein Luftballon mit 3 Menschen aufgestiegen; sie waren in die Gegend des Landgutes des Bruders herabgekommen, wo sie dessen Pächter Watrin gesehen. Sie hatten Regen gehabt, waren naß geworden



Der Pont Neuf und La Samaritaine.

(Zeitgenössischer Stich.)

²²⁾ Bereits damals waren die Tuileries Wohnsitz Napoleons.

²³⁾ Hieß bereits seit 1795 Place de la Concorde.

²⁴⁾ Hier wurden vom 21. Januar 1793 bis 3. Mai 1795 mehr als 2800 Personen guillotiniert!

²⁵⁾ Wahrscheinlich jetzt Rue Royale.

²⁶⁾ Heute Chambre des députés.



Place de la Concorde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

(Farbige Lithographie.)



Der Pranger
vor der Halle aux blés.
Im Turm ein Verbrecher im Stock.

(Zeitgenössischer Stich.)

und ließen sich deshalb herab. Sie hatten den Landleuten ein Seil zugeworfen, daß sie den Ballon anhalten möchten. Nachdem sie sich erwärmet und getrocknet hatten, waren sie wieder eingestiegen und weitergeflogen.

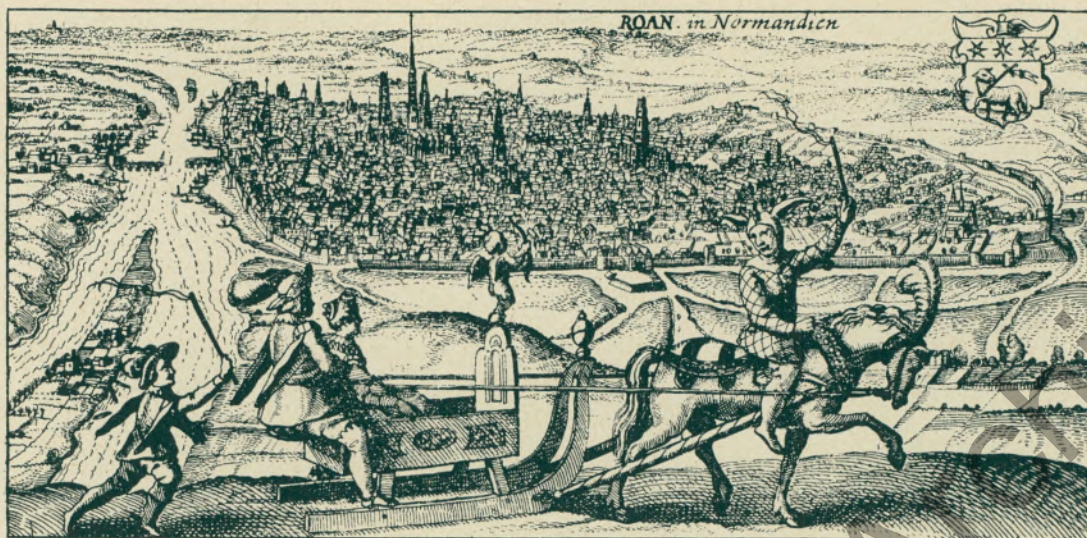
Den 24. August besahe ich in Paris die Halle aux blés²⁷). Dieses ist ein großes rundes und massives Gebäude mit vielen Eingängen, wo unermesslich viel Mehl für die Bäcker liegt. Gleich unten in demselben liegt eine Menge voller Säcke aufgetürmt. Für die Aufseher und Schreiber sind kleine Cabinette an den Seiten angebracht. Über dem Gang, der inwendig umher führet, ist ein Gewölbe, welches auf einer doppelten Reihe Säulen ruhet, und an welchem Öffnungen nach der inneren Seite angebracht sind. Dies Gebäude bedeckt eine Kuppel, durch die das Licht in dasselbe herabfällt, und die einen so großen Umfang hat, als das Gebäude unten hat. In der Wand siehet man einen großen viereckigten Stein nebst einem Harnisch darüber, unter demselben eine Schrift, die anzeigt, daß man diesen Stein dahin gesetzt zum ehrenvollen Andenken des guten Betragens der Knechte in der Halle, welche in der Zeit der Unordnung sich so gut verhielten und der Plünderung mit starker Hand gewähret hätten. Dies Gebäude ist von unermesslicher Festigkeit und Größe. Des Mittags, den 24. August, speiseten wir im Palais Royal. Gingen hinauf nach der Präfectur, um unsere Pässe nach Rouen und Havre unterzeichnen zu lassen, welches auch geschah. Es waren da viele 100 Personen, welche alle das Nämliche verlangten.

*

Den 24. August, des Nachmittags 3 Uhr, fuhren wir von Paris nach Rouen ab. Gleich hinter Paris siehet man in der Entfernung viele kleine Städte. Die Gegend ist mit Wein bebauet, welches aber nur 2 Stunden dauert, nachher aufhört.

*

Die Normandie ist ein schönes Land. Hier sind die Wege mit Obstbäumen besetzt, welche man überall, auch in den Feldern, siehet, und dicht voller Äpfel saßen, aus welchen man Cidre presset und verkauft. Bon
²⁷) Heute die Bourse de Commerce an der Rue de Louvre, erbaut 1662, später (1811) umgebaut.



Roan.
(Stich aus dem Ende des
18. Jahrhunderts.)

Roan wird ein starker Handel mit Renet-Äpfeln²⁸⁾ getrieben, welche nach Norden gehen. Allenthalben siehet man schöne fruchtbare Felder, zwischendurch Dörfer. Die Bauern belegen ihre Häuser hier recht dicht mit Stroh, besser als man sonst siehet²⁹⁾. Nicht vor Roan fährt man einen hohen Berg herab, auf welchem man aber sicher ist, weil der Weg im Schneckengang herabführt. Man übersiehet hier die große Stadt Roan nebst der Seine.

Den 28. August, morgens 5 Uhr, gingen wir nach den Leuchttürmen³⁰⁾, eine kleine Stunde von Havre. Diese stehen nach der Seeseite hin auf einer Anhöhe etwa 100 Schritt auseinander. Sie sind sehr stark und fest gebauet. Eine bequeme Treppe von viereckigen Steinen führte inwendig etwa 60 bis 70 Stufen herauf. Man kommt dann auf einen Platz, der mit großem, feinem Gitter umfasset ist. In der Mitte desselben ist eine starke eiserne Stange, die in die Höhe und herabgeschoben werden kann. An dieser Stange ist oben und unten ein glänzendes Blech angebracht, welches in einiger Entfernung rund um die Stange gehet. Vor demselben brennen Lampen, die einen dicken Docht haben und eine große Flamme geben. Wenn man aus diesem Lampenplatz heraustritt, so kommt man außerhalb des Turmes auf eine Galerie, die mit eisernem Gitter umgeben ist. Von hier aus sahen wir nun in die See bei ganz heiterem Wetter. Ein schöner Anblick. Ein unübersehbares Wasser mit vielen Fischerschiffen bedeckt. In der Entfernung lagen zwei englische Kriegsschiffe, welche den Hafen blockierten. Man sah sie deutlich, weil sie die Sonne beschien. Der Turmwächter sagte, daß sie mit der Flut oft ganz nahe herankämen. Ich stand hier lange und verließ den Platz ungen.
*

Mittags speiseten wir bei dem Kaufmann Sporer, aus Frankfurt gebürtig, auf seinem Landhause, über Havre auf einer Anhöhe, nicht ganz so hoch wie der Ravensberg. Wir aßen daselbst gut. Es war ein schönes Bild. Von meinem Platz bei Tische sahe ich Havre unter mir, so daß ich in die Gassen sehen konnte. Linker Hand sah man die Seine in den Hafen fließen, dann die vielen Massen³¹⁾ aller Schiffe, und rechter Hand die offenbare See. Ein prächtiger Anblick für den, der solches zum ersten Male siehet. Als wir gegen Mittag, zur Stunde der Flut, wieder ans Meer gingen, bildete dieses sich sehr unruhig, kam mit Macht herauf und sahe nun ganz grün aus. Noch einmal gingen wir des Abends heraus. An diesem Tage wurden die englischen Schiffe verschiedentlich signalisiret. Der Hafen von Havre ist stark mit Mauern

eingefast, die mit Kanonen besetzt sind. Näher an der Stadt sind Gräben mit Wasser angefüllt, und hinter denselben Bastionen, auch ein Turm an dem Eingang des innern Hafens, der mit Kanonen besetzt ist. Die Fischerschiffe gingen ungehindert in die See. Jenseits des Hafens erblickte man in dunkler Ferne das Gebirge Calvados³²⁾. Die Stadt Havre ist schön gebauet, hat hohe Häuser, oft von 4 bis 5 Stockwerken, aber der Handel liegt. Die reichen Einwohner haben auf einer Anhöhe nach der Landseite hin prächtige Landhäuser und Gärten, unter welchen man auf der Straße von Roan hinfährt. Ein solches Haus nebst einem mittelmäßigen Garten kostet wohl 40 000 und mehrere Livres.

Den 29. August, morgens 5 Uhr, fuhren wir von Havre wieder ab. Ich war hier von Hause etwa 120 Meilen entfernt gewesen. Wir kamen abends 6 Uhr in Roan wieder an . . .

Den 30. August machten wir erst Visite bei Herrn Hilscher, nachher ging ich in die Cathedralkirche, wo der Bischof predigte. Ich kam aber zu spät, und es war zu voll, als daß ich hätte verstehen können. In Roan sah ich zweimal Leute auf der Schaubühne ausgestellt. Zuerst einen Bruder und seine Schwester. Auf der auf der einen Seite hängenden Tafel war geschrieben, daß diese beiden Ferrands, der Bruder zu 22jähriger Galeerenstrafe, die Schwester Anne zu 10jähriger Gefängnisstrafe verdammt wären, weil sie Sachen an sich genommen, die vom Postwagen bei Neuchâtel geraubt waren. Des anderen Tages war einer ausgestellt, der einen Einbruch begangen, und der zu den Galeeren verdammt war. Überhaupt sind hier die Gesetze in solchen Fällen sehr streng.

Sonntag, den 30. August, nachmittags 3 Uhr, fuhren wir von Roan nach Paris.

Den 1. September ging ich mit dem Bruder . . . nach den Invaliden, wo ich den 9. nochmals allein hinging. Vor dem Invalidenhaus³³⁾ ist ein großer Platz, auf welchem man durch ein eisernes Gitter passiret, das mit einer Wache besetzt ist, und welcher von einem andern, weit größerem Platz, der bis zur Seine gehet, abge sondert wird. An den Seiten rechts stehen zwei metallene vergoldete Pferde und ein paar kolossale eiserne menschliche Figuren, so auch an der linken Seite. Einer von diesen Figuren sind die Hände auf den Rücken mit Fesseln gebunden. Gerade nach dem Invalidenhaus führt nach dem Hauptportal ein breiter gepflasterter Weg. Der Platz ist wie ein Fächer geteilt, hat 5 breite Wege in dieser Figur und zwischen denselben Rasenplätze, die mit feinen Latten eingefasset sind. Das Invalidenhaus präsentiert eine große

²⁸⁾ Renetten.
²⁹⁾ Anmerkung der Schriftleitung: Vgl. das Bild S. III.
³⁰⁾ Auf dem Cap de la Hève, dem nördlichsten Teil des breiten Mündungsbeckens der Seine.

³¹⁾ Massen?
³²⁾ Die für die Schifffahrt gefährlichen Rochers de Calvados südwestlich von Le Havre.
³³⁾ Unter Ludwig XIV. erbaut; es vermag 7000 Invaliden Wohnung zu geben.



Dome des Invalides.

(Farbige Lithographie um 1850.)

schöne Front, hat vorn, wo die vornehmsten Offiziers wohnen, schöne große Fenster. Der Bogen über dem Hauptportal ist mit Kolossalfiguren gezieret. An beiden Seiten des Tores sitzen große Figuren, denen man jetzt Laëln in die Hände gegeben, welche das Lob der französischen Armees und einiger Generale enthalten.

Den 10. September, 6 Uhr, fuhr ich und mein Bruder von Paris durch Bourget, Meudon, Nanterre, Damartin, Villiers Cotterets nach Soissons, wo wir 7 1/2 Uhr ankamen. Wir fahren auf meines Bruders Fußwege sogleich nach Brayère, wo wir 11 1/4 Uhr ankamen.

Den 11. September, nachmittags 2 1/2 Uhr, waren wir in Reims. Diese Zeit bis zum 20. September brachte ich mit meinem Bruder zu.

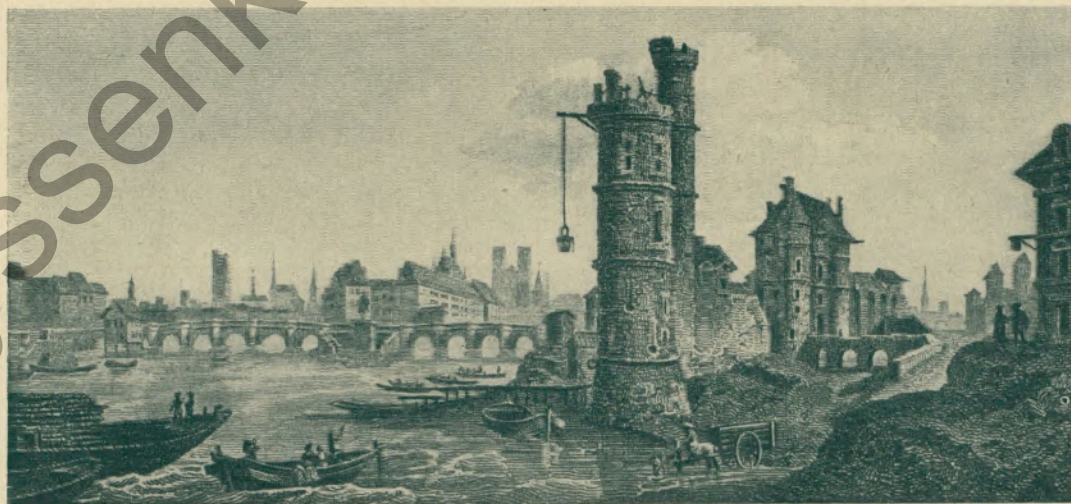
Den 12. September, morgens 5 Uhr, fuhr ich mit meinem Bruder von Reims wieder ab.

Am 1. Oktober kamen wir in Borgholzhausen gottlob wieder glücklich an. Und so endete sich eine Reise, auf welcher ich mich schon einige Jahre vorher sehr gefreut hatte, die mir soviel Freude versprach, die so merkwürdig und traurig für mich wurde, auf welcher ich bis an den großen Kanal zwischen Engelland und Frankreich, bis an die Küsten Frankreichs, wo ich das Weltmeer erblickte, ging. Auf welcher ich die merkwürdigen Städte: Düsseldorf, Aachen, Lüttich, Namur, Mézières, Reims, Epernay, Soissons, Paris, Versailles, St. Denis, Rouen und Havre de Grace mit einem großen Teil ihrer Merkwürdigkeiten kennen lernte. Wie wird mir das Andenken an diese Reise aus meinem Herzen kommen, auf welcher ich zwar Zerstreungen, aber

seit dem 27. July keine reine Freude mehr empfand, da die Krankheit unseres Kindes ernstlich wurde. Der 9. August tötete dieses Kind, und nun verschwanden vollends alle Freuden, und Tränen waren meine Speise Tag und Nacht.

Gott, du bist die Liebe, wende dich wieder zu uns und unsern Kindern. Amen.

August Ferdinand Heidsieck.



Blick auf die Seine von der Tour de Neisle. Im Hintergrunde der Pont Neuf. (Anfang des 19. Jahrhunderts.)



Der Zahnarzt wirbt.

Zeichn.: Faerber.



Der Bürger fährt ins B. S.

Zeichn.: Krull.



Der Vogelhändler „diniert“.

Zeichn.: Maritius.

Heiteres Paris.

Ich weiß eigentlich immer noch nicht, warum man diese Stadt einfach gern haben muß. Ist es das Tempo in den Boulevards und daneben, kraß gegensätzlich, das beschauliche Kleinstadtdöhl in den Nebenstraßen oder auf den Squares? Ist es der zarte Dunst, der Notre-Dames ehrwürdige Kirchtürme umschleiert? Oder ist es das sonnige Licht, das so ungehemmt über die Place de la Concorde, die Champs Elysées und die Tuileries flutet? Sind es Montparnasses Malercafés und Kabarets vom Genre eines Lapin agile auf dem Montmartre? Vielleicht sind es auch die Frauen, die hier mit bemalten Lippen und Augenbrauen, dort mit Pantoffeln und Morgenrock das Stadtbild so wechselnd zu beleben verstehen?

Heiteres und Frohes strömt diese Stadt an der Seine aus. Schwer ist ihre Altmodischeit zu verstehen, noch weniger vielleicht die Mentalität ihrer Bewohner, die, neuerungsfüchtig und fortschrittlich, aber zugleich auch betont altmodisch und zäh am Alten klebend, ein Leben führen, das uns mehr als ein Kopfschütteln ablockt.

Wie oft huscht nicht ein Lächeln über unsere Lippen, wenn wir sehen,

daß in Paris heute noch immer den Schimmelgespannen ein Eldorado bereitet wird, wie wir es sonst nirgend in der Welt mehr finden;

daß Straßenbahnen, Lapis, Geldstücke, Kaffeehausrichtungen aus den achtziger und neunziger Jahren — soweit sie damals schon erfunden waren — immer noch ihre Pflicht und Schuldigkeit tun;

daß die Briefkästen mindestens aus der Zeit von 1870 stammen. Man hat sie aus Sparsamkeitsgründen in den Eckeln von Laternen oder unter den Fenstern von Tabakgeschäften untergebracht, wo sie mit jedem Ortsfremden ein launisches Such- und Findespiel veranstalten. Oft verbarrikadieren auch Kaffeehausstische den Zugang zu diesen lebensnotwendigen Utensilien des Alltags. Ihr Einwurfschloß genügt gerade für gewöhnliche Briefe;

daß mitten im Winter auf der Straße Kaffee getrunken wird. Mollige Koksöfen verhindern das Erfrieren; daß der Preis eines Getränkes bereits auf der Untertasse angegeben ist;

daß Mantelaufhänger in den Cafés eine Seltenheit sind. Dem Mantel tut es ja auch viel besser, zusammengerollt in ein gepäckartiges Netz geworfen zu werden;

daß man Spiegeleier mit dem kleinen Löffel isst; daß man sich weder zu genieren braucht, die Zigarettenasche auf den Boden zu streuen, noch Gläser mit der Serviette auszuwischen, noch Gabeln, Löffel, Messer mit dem gleichen Requisite abzuwischen;

daß man in den Montmartrekabarets ruhig die Steine von Kirschen auf den Boden „knipsen“ darf;

daß die Montparnassmaler ihre Bilder auf der Straße ausstellen und zum Verkauf anbieten;

daß Dentisten durch Reklameträger „zum zahnärztlichen Besuch“ einladen;

daß Zeitungsstände oft stundenlang verlassen sind. Man handelt dann nach dem Motto: Bediene dich selbst. Niemand vergreift sich je an der Tageskasse;

daß die Seineufer im Stadtzentrum von grünen Kästen der Bouquonisten (Altbuchhändler) gesäumt sind. Nebenbei findet man bei ihnen manchmal andere, recht amüsante Dinge;

daß immer noch in den Theatern durch mehrmaliges Stockgeklopff das Zeichen zum Beginn einer Vorstellung gegeben wird;

daß die Schließerin im Theater für ihre Platanweisung ein opulentes Trinkgeld beansprucht;

daß die Concierge (Pfortnerin) ein ganz besonderer Typ ist, und daß es sehr zweckmäßig ist, sich durch Trinkgelder und freundliche Worte bei ihr beliebt zu machen;

daß Bräute in der Hochzeitskutsche Zigaretten rauchen, dagegen aber jegliches Rauchen in der Untergrundbahn streng verboten ist;

daß an schönen Tagen die unteren Seinequais den Malern und Bettlern gehören;

daß fast alle Redner bei ihren Vorträgen zuerst die Herren willkommen heißen, und dann erst die Damen;

daß der Sonntag in den Kalendern noch zur alten Woche gerechnet wird;

daß die Wäsche zum großen Teil heute noch immer in der Seine gewaschen wird;

daß die Güte einer Autobremse von der Tonhöhe ihres Quiemens abzuhängen scheint;

daß das Fahrrad für Zwei (zwei Sitze, zwei Lenkstangen, zwei Übersetzungen) das Auto des kleinen Mannes ist, mit welchem Instrument er samt seiner treuen Ehehälfte die weitesten Fernfahrten unternimmt;

daß der Anblick eines Wanderers mit Rucksack viel größeres Erstaunen in Paris erregt als in Berlin die Erscheinung eines Negers oder Türken;

daß man beim Anblick des Jardin des Plantes und der dazugehörigen Menagerie eigentlich sofort dem Tiereschutzverein beitreten müßte;

daß im Luxemburggarten der Verein alter Portiers sich bei heiterem Krockettspiel ergötzt;

daß der Straßenverkehr sehr geräuschvoll mit Schelle und Schuhmannspfeife geregelt wird;

daß die Studenten in einer besonderen, prachtvollen, modernen Stadtsiedlung, der Cité Universitaire, nach englischem Oxford-Cambridge-Vorbild untergebracht sind;

daß es keine Zeitungsträger in unserm Sinne gibt, sondern daß man sich sein Leib- und Magenblatt jedesmal für 25 Centimes (4 Pf.) kauft;

daß die Straßenbahnen ohne Oberleitung durch die Stadt fahren;

daß man durch ein sehr sinnreiches System von Abreißzetteln an den Haltestellen den überfüllten Omnibussen vorbeugt;

daß alle Geldscheine grundsätzlich sehr schmutzig zu sein pflegen;

daß man sich aber trotzdem in Paris sehr wohl fühlen kann.

G. F.



Der Bücherfreund in seinem Elemeat am Seineufer. Lichtbild: Brassai.



„... Vater sein dagegen sehr.“ Lichtbild: Kelen.



Der Maler stellt am Montparnasse aus. Lichtbild: Feuerhale.



Die Wäsche trocknet im Seinenwind. Lichtbild: MauritiuS.

Die Pariser
„Studentenstadt“,
eine Stiftung
Deutsch de la
Meurthes.



Lichtbilder: Archives photographiques d'art et d'histoire (5).

Die Cité Universitaire in Paris.

Von Gerd Feuerhake, Paris.

Fast genau so alt wie der Genfer Völkerbund, besteht mitten im Herzen Frankreichs eine Einrichtung, die vielleicht als eine der wenigen optimistisch stimmenden Erscheinungen der Nachkriegszeit gewertet werden kann: die Cité Universitaire.

Cité Universitaire, was ist das? wird man fragen. Eine 1921 für französische und ausländische Studenten in Paris gegründete Siedlung nennt es der Baedeker. Der geistige Vater der Anlage, der ehemalige französische Kultusminister Honnorat, nennt es eine Studentenstadt, die bestimmt ist, den Kontakt der jungen Generationen aller Länder zu vermitteln.

Nur wer die Internationalität der Pariser Studentenschaft kennt — etwa 28% sind Ausländer —, kann vielleicht die Bedeutung dieses Wortes verstehen; nur der wird ahnen, wie wichtig es für die europäischen Studenten ist, den Studententyp Amerikas oder Australiens hier in und rings um die Sorbonne kennenzulernen und seine Mentalität zu verstehen.

Geschieht diese Fühlungnahme nun wirklich so gründlich in den Hörsälen oder in den Kaffeehäusern diesseits und jenseits des Boulevard St. Michel? Wer die Zurückhaltung der Franzosen kennt, weiß, wie schwer es ist, in ihre Kreise, gleich welcher Schichten, hereinzukommen.

Der Rektor der Sorbonne-Universität, Paul Appel, mag ganz besonders nach dem Weltkrieg die Bedeutung einer Annäherung der jungen Generationen Europas und der ganzen Welt erkannt haben. Hier in Paris war dazu die Gelegenheit günstig, hier in Paris kam die zukünftige Führerschaft aller Nationen zum friedlichen Studium zusammen, hier in Paris mußte man Mittel und Wege finden, diesen jungen Menschen Achtung und Verständnis der andern Völker beizubringen und sie mit Ideen füllen, die, weit entfernt von jedem altjungferlichen und feigen Pazifismus, auf die Verständigung der Nationen hienzielten.

Ein äußerer Umstand hat die Idee begünstigt. Eine Tatsache, die wir Deutschen zur Nachkriegszeit an unsern Univer-

sitäten in gleichem Maße kennenlernten: niedrige Monatswechsel, Teuerung und Wohnungsnot.

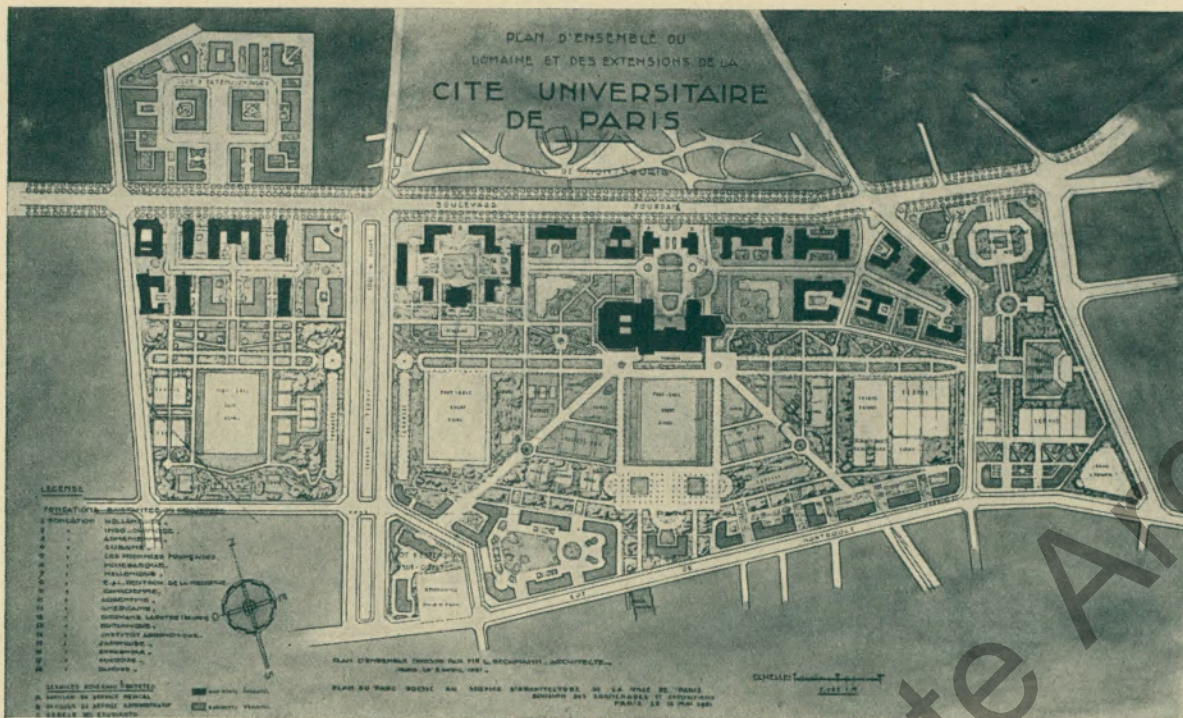
Auch das Paris der Jahre 1919 kannte diese Vokabeln zur Genüge. In kümmerlichen Mansarden hausten die Studenten, keine Sonne, nur spärliches Licht drang in ihre Zimmer; schlechtes und kärgliches Essen, sinnlose Überarbeitung schwächten manchen jugendlichen Organismus so, daß er zeit seines Lebens darunter zu leiden hat.

Im Mai 1920 gelang es, den Großindustriellen Deutsch de la Meurthe (der Name ist elsässisch, obwohl der Träger schon lange in Frankreich lebt) für einen Plan zu gewinnen, der bei Ausführung so großzügig war, daß er als Kulturtat erster Ordnung anzusehen ist. Deutsch de la Meurthe entschloß sich, die Mittel zum Bau einer Stiftung herzugeben, die etwa 350 weniger vermögenden Studenten und Studentinnen französischer Nationalität (also auch französischer Kolonien) Unterkunft geben sollte. Diese rein französische Stiftung sollte dann die andern Staaten ermuntern, in ähnlicher Weise Häuser für die Studenten ihres eigenen Landes zu bauen.

Diese Idee — im Mittelalter schon einmal in Brügge angewandt und in der Jetztzeit im nationalen Sinne auch in Oxford und Cambridge noch immer bestehend — wurde durchgeführt.

Bauplatz genug bot das ehemalige Festungsgelände im Süden von Paris. Der Staat verkaufte 19 Hektar Boden an die Stadt Paris, und diese verpachtete den Boden für 19 Fr. pro Jahr an die Cité Universitaire. Mit andern Worten: sie schenkte es dieser Stiftung.

Die Deutsch-de-la-Meurthe-Stiftung wurde — wie sich das ihr Gründer gedacht hatte — wirklich zum Kern der neuen Universitätsstadt. Denn es dauerte nicht lange, und andere Länder bauten eigene Häuser für die Söhne und Töchter ihres Landes. Dort auf jenem historischen Boden, wo noch vor sechzig Jahren die Pariser Verteidigungsgeschütze ihr ehernes Lied



Gesamtplan
der
„Studenten-
stadt“.

gebrüllt hatten, wurde jetzt eine Siedlung gegründet, die als oberstes Gesetz eine Annäherung der Völker erstrebte. Heute, dreizehn Jahre nach Gründung der Fondation Emile et Louise Deutsch de la Meurthe säumen 14 bereits eröffnete Stiftungen den Boulevard Jourdan. Da reihen sich an das Maison des étudiants canadiens (Stifter Senator Wilson) das Haus der Belgier, der Argentinier, die Stiftung vom Institut National agronomique und das Haus der Japaner. Indochina ist vertreten und die Vereinigten Staaten von Amerika, Armenien und Schweden, Dänemark und Kuba, Griechenland und — gerade jetzt erst eröffnet — das Maison des provinces de France. Schon ist das Haus von Spanien, der Schweiz fast vollendet, schon fand in diesen Tagen die Pressebesichtigung des prachtvollen holländischen Heims statt, schon hat Monaco zu bauen begonnen und England. Ein provisorisches Restaurant ist errichtet, in dem die Studenten aller Häuser Tagesmahlzeiten bis zur späten Abendstunde von fünf Franken aufwärts haben können.

Ein Medizindienst, gemeinsam für alle Häuser, ist eingerichtet. Gerade ist die erste Nummer einer Zeitschrift: La Cité Universitaire herausgekommen.

Die ganze Cité Universitaire (mit sämtlichen Häusern) untersteht der Fondation National de la Cité Universitaire. Präsident dieser aus eigenen Mitteln sich erhaltenden Gesellschaft ist der frühere französische Kultusminister Honorat; ihm untersteht ein Direktor, der seinen Sitz in der Cité Universitaire hat und als zuständige Instanz für alle Häuser gilt. Jedes Haus hat seinen eigenen Direktor, der sein eigenes Büro hat und bei dem die Studenten auch abrechnen. Jede Stiftung muß sich selbst unterhalten. Und das geht auch. Nirgendwo Schulden; dank der gestifteten Einrichtung und des gestifteten Baugeldes können sich die einzelnen Häuser gut von dem unterhalten, was die Studenten bezahlen. Und das sind durchschnittlich 200 Franken im Monat. Dazu kommt noch das Frühstück. In dem Mietpreis sind enthalten Licht, Heizung, Wasser, Bad, Bedienung und Bettwäsche. Das Frühstück nehmen die Studenten in einem gemeinsamen Frühstücksraum ein, aufhalten können sie sich auch in den schönen, mit besonderer Sorgfalt ausgestatteten Lagesräumen. Fast alle Häuser enthalten Büchereien, die allerdings erst im Entstehen sind. Man plant jetzt außerdem eine Zentralbücherei für die ganze Cité Universitaire.

Bevor ich nun meine Eindrücke von einem Besuch einiger Staatenhäuser schildere, seien noch einige Worte über die Hausordnung gesagt. In allen Häusern muß nach 10 Uhr abends völlige Ruhe herrschen. Um 1/2 Uhr nachts muß jeder Student zurück sein, es sei denn, er hat sich Urlaub vom Direktor erbitten. Um 9 Uhr morgens muß sein Zimmer dem Dienstpersonal zur Reinigung zugänglich sein, an Sonntagen erst um 10 Uhr. Damenbesuch darf nur im Gesellschaftsraum empfangen werden. Am Ende des Jahres hat jeder Bewohner die Pflicht, seinen Direktor über den Stand oder das Resultat seiner Studien zu unterrichten.

Die bis jetzt eröffneten Häuser bieten Platz für etwa 2000 Studenten und Studentinnen. Den Studentinnen ist im Deutsch-de-la-Meurthe-Haus ein besonderer Pavillon zur Verfügung gestellt. Außer dem Amerikahaus sind alle Stiftungen nur für Studenten bestimmt. Bei den Amerikanern wohnen Studenten und Studentinnen zusammen. Der Direktion ist aber bisher nicht ein einziger Fall bekannt, wo dies zu Schwierigkeiten geführt hat.

Bekocht wird in jedem Haus nach der Sitte des betreffenden Landes. Jedes Haus ist von Architekten des Mutterlandes gebaut, nach Möglichkeit sind auch Materialien des Mutterlandes verwendet worden. So besteht die dänische Stiftung ganz aus dänischen Klinkern, die Stiftung von Kuba zielt heimatlischer Dachschmuck, und auch das Haus der Japaner ist echt japanisch eingerichtet. Es ist lustig, durch die Cité Universitaire zu gehen und alle die verschiedenen Stile der einzelnen Völker bunt nebeneinandergestellt auf sich einwirken zu lassen. Aber das ist ja gerade der Sinn der ganzen Idee: Jede Nation soll in ihrer Eigenart bauen und leben, aber sie soll sich nicht in sich selbst verkapseln, sondern auch zum Nachbarn schauen und seine Vorzüge und — seine Nachteile kennenlernen.

Bisher ist eigentlich nur das provisorische Restaurant gemeinsam, bald aber wird es auch der große Sportpark sein, der südlich der Häuserreihen geplant ist.

Häufig laden sich auch die Studenten der einzelnen Staatenhäuser gegenseitig ein. Diskussionsabende zwischen verschiedenen Nationen werden angelegt und das Für und Wider von wirtschaftlichen, politischen und kulturellen aktuellen Problemen erörtert. Dann und wann finden auch gesellige Veran-



Haus „Indo-China“.

staltungen statt, bei denen eifrig das Tanzbein geschwungen wird. In nächster Zeit werden dann wohl auch sportliche Wettkämpfe der einzelnen Staatenhäusermannschaften hinzukommen.

Ganz kurz noch ein Wort zum Schluß über den Eindruck eines flüchtigen Besuchs in der Cité Universitaire, der mich sechs Häuser von innen kennenlernen ließ.

Jah muß gestehen, einfach überrascht zu sein von dieser Einrichtung. Nicht etwa wie eine Art Jugendherberge, auch nicht wie ein sauberes Provinzhotel muten diese Häuser an, sondern eher vergleichbar sind sie den komfortablen Großhotels in unsern Landeshauptstädten. Pränräume möchte man die Tagesräume im Indochinahaushaus, in der amerikanischen Gründung und vor allem bei den Kubanern nennen. Was für kostbare Möbel haben die Länder gestiftet, welch ein Reichtum, der sich in Bildern, Teppichen und Holzschnitzereien verkörpert. Die Chinesen haben in ihrem Tagesraum einen Wandschirm stehen, um den jeder Kunstfreund die Besitzer beneidet. Die bunten Fenster im Indochinahaushaus, die bronzenen Buddhafiguren, die Holztafelung und die ledergesflochtenen Sitze der Stühle im Kubahaushaus, die Glasmalereien bei den Chinesen, der Marmorreichtum bei den Griechen stempeln die Studentenhäuser fast zu Museen, die eigentlich mehr zum Anschauen als zum Bewohnen bestimmt sind. Nicht aber gilt dieser Eindruck von den Studentenzimmern; die sind nicht so auf Repräsentation zugeschnitten, tragen vielmehr in erster Linie das Gepräge einer vollkommenen Gemütlichkeit.

Licht, Luft und Sonne fluten ungehindert durch die großen Fenster in die schönen Zimmer. Ein bequemer Schlafdivan, eingebaute Kleiderschränke, Schreib-

tisch, Bücherregal, Waschtisch mit fließendem warmen und kaltem Wasser, frohe Tapetenfarben, Zentralheizung und moderne Beleuchtungskörper schaffen dem jungen Studenten ein Heim, das ihn vergessen läßt, wie fern seiner Heimat er sich befindet.

Der Rundgang und mit ihm der Eindruck einer Stiftung, in der man nichts vom altersschwachen Europa merkt, war zu Ende. Hatten sich die Völker vielleicht einmal so die Verwirklichung des Traumes von Babel gedacht?

Nur eine Frage drängt sich auf. Wo ist die deutsche Stiftung? Wo ist das Haus, über dem sich stolz die Fahne mit den Farben des neuen Reiches bläht? Wo ist das Heim der Nation, die heute mehr denn je Willen und Tatkraft einer jungen Generation spürt? Sollte es wirklich im ganzen deutschen Vaterland keine Stifter

und Spender geben, die dem halben Tausend deutscher Studenten in Paris eine eigene Heimstätte schenken, von dem aus sie den andern Völkern Europas und der Welt ein achtbares Beispiel von deutscher Art und deutschem Wesen geben können?

Schlicht und einfach könnte, der Notzeit angepaßt, auf dem Gelände der Cité Universitaire doch wohl auch ein Deutsches Haus stehen, das nicht in letzter Linie dienlich wäre dem deutschen Ansehen im Ausland und damit dem deutschen Gedanken in der Welt!



Studentenwohnzimmer in der Deutsch-de-la-Meurthe-Stiftung.



Haus „Satsuma-Japan“.

Bischof Wilkins von Chester und das Tauchboot.

Eine geschichtliche Erinnerung von Graf Carl v. Klinckowstroem.

Vor fünf Jahren setzte der Polarforscher George Hubert Wilkins die Welt in Erstaunen mit seinem phantastisch anmutenden Plan, mit einem Tauchboot unter dem Polareis hindurch den Nordpol erreichen zu wollen. Unzureichende Mittel — er wollte das Unternehmen mit einem austrangierten kleinen U-Boot der amerikanischen Marine durchführen — ließen den Plan schon in den ersten Anfängen scheitern.

Der Name Wilkins taucht nicht zum erstenmal in der Geschichte des Tauchbootes auf. Wie unser Polarforscher sein Schiff beziehungsweise nach Jules Verne's „Nautilus“ benannte (der wiederum an Robert Fulton anknüpfte), so war einer seiner Vorfahren sozusagen ein früherer Vorläufer dieses phantastischen Schriftstellers — nur mit dem Unterschiede, daß er seine technisch-utopischen Ideen nicht in Romanform, sondern in ein wissenschaftliches Gewand gekleidet hat. Dieser Vorfahre war John Wilkins, Bischof von Chester (1614—1672), der unter den Gelehrten seiner Zeit eine geachtete Stellung einnahm. Er war ein erfindungsreicher Kopf, der sich viel mit physikalischen und mechanischen Versuchen und Problemen abgab und den auch das Perpetuum mobile, dessen Unlösbarkeit damals noch nicht erkannt war, lebhaft beschäftigte. Wilkins stand mit den bedeutendsten Physikern Englands, wie Robert Boyle, Robert Hooke usw., in naher Fühlung und war schon 1645 ein sehr rühriger Förderer der wöchentlichen Zusammenkünfte von Gelehrten, die sich mit der „Experimental-Philosophie“, wie man damals sagte, beschäftigten. Das war das „invisible College“ Boyles, ein Vorläufer der 1662 begründeten Royal Society (Akademie der Wissenschaften). Wilkins gehörte auch zu den Begründern dieser Akademie, deren erster Sekretär er wurde. Zugleich nahm er an den Universitäten Oxford und Cambridge leitende Stellen ein.

1648 veröffentlichte Wilkins ein inhaltreiches, technischen Problemen gewidmetes Werk „Mathematical Magic“, in dessen zweiten Teil er auch auf das Unterseeboot zu sprechen kommt.

Allerdings ist Wilkins nicht der erste, der einen solchen Gedanken erörtert hat. 1578 hat schon sein Landsmann, der Mathematiker William Bourne, dieses Thema behandelt, und der deutsche Mathematiker Magnus Pegelius hat 1604 dem Unterseeboot in seinem Werk „Thesaurus rerum selectarum“ bereits ein ganzes Kapitel gewidmet: „Navigium sub-maritimum sive subaqueum.“ Pegel hat hier schon mit erstaunlicher Klarheit die Grundprinzipien der Unterseeschiffahrt und die Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden sind, erkannt und erörtert, wie die Frage der Lufterneuerung, der Beleuchtung, der Beobachtung usw. Doch nicht nur die Idee eines Tauchbootes, sogar die Ausführung und Erprobung eines solchen war dem Buche von John Wilkins vorausgegangen. Es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß der holländische Physiker Cornelius Drebbel um das Jahr 1620 mehrere Stunden lang zwei Meilen weit von Westminster bis Greenwich unter der Oberfläche der Themse mit einem von ihm erbauten Tauchboot gefahren war — der erste praktische Versuch in dieser Richtung.

Leider wissen wir wenig genug über dieses erste Tauchboot. Das Senken geschah durch Einlassen von Wasser in dafür vorgesehene Hohlräume, das Heben durch Abwerfen von Gewichten. Die Ruder, die von zwölf Mann bedient wurden, saßen in dichten Lederfütterungen. Über die Frage, wie Drebbel das Problem der Lufterneuerung gelöst hat, haben sich schon die Gelehrten des 17. Jahrhunderts die Köpfe zerbrochen, wie Marin Merfenne (1644), G. Ph. Harsdörfer (1651) und der Abbé de Hautefeuille (1680). Wenn da von einer geheimnisvollen Erfindung Drebbels gesprochen wird, der „Quintessenz der Luft“, die er aus einem in der Luft enthaltenen, für die Atmung wichtigen Fluidum in flüssiger Form gewonnen habe, so denkt man unwillkürlich an den Sauerstoff, der bekanntlich erst 1774 entdeckt wurde. Davon kann natürlich keine Rede sein, um so weniger, als Drebbel nicht gerade zu den Leuchten der Wissenschaft gehörte, sondern eher die Bezeichnung eines Projektenschmähers verdient, der mehr versprach, als er leistete, und sein Wissen geheim hielt. Daß etwa ein

Rohr oder ein lederner Schlauch mit Schwimmer, aus dem Innern des Fahrzeuges bis an die Wasseroberfläche geführt, ähnlich wie bei den Tauchervorrichtungen oder bei Papins Tauchbootprojekt von 1691, für die Luftzufuhr sorgte, wird von Huggens ausdrücklich bestritten, der sich auf seinen Vater als Augenzeugen der denkwürdigen Fahrt beruft. Möglicherweise hat man sich über diese Frage ganz unnötig den Kopf zerbrochen. Bedurfte es für diese kurze Unterwasserfahrt überhaupt der Lufterneuerung? Wenn wir den Versuch des französischen Schriftstellers Paul Heuzé zugrundelegen, der es im Jahre 1926 in einem luftdicht verschlossenen Sarge von etwa siebzig Liter Luftinhalt eineinviertel Stunde ohne sonderliche Beschwerden aushielt, so können wir theoretisch berechnen, daß ein Tauchboot von wenig mehr als einundzwanzig Kubikmeter Luftinhalt unter ganz gleichartigen Verhältnissen für etwa drei Stunden bei einem Luftbedarf für fünfzehn Mann Besatzung ausgereicht haben müßte. Dabei ist allerdings nicht berücksichtigt, daß die Beleuchtungsvorrichtungen (wohl Kerzen) auch Sauerstoff verbrauchen, und daß ein arbeitender Mensch (Ruderer) mehr Sauerstoff benötigt als ein ruhender (Heuzé). Wir wissen nichts über die Größe des Drebbelschen Tauchbootes. Etwas größer als das von uns für die Berechnung angenommene Minimum wird es immerhin gewesen sein. Auf jeden Fall hat man für eine etwa zweistündige Unterwasserfahrt keiner künstlichen Lufterneuerung bedurft.

Bischof Wilkins erörtert unter anderem die folgenden Schwierigkeiten, die beim Bau eines Tauchbootes zu berücksichtigen sind. Einmal muß man Personen und Gegenstände herein- und herauschaffen können, ohne daß Wasser eindringt. Er denkt an Lederdichtungen und Lederbälge vor den Fenstern. Die Fortbewegung soll durch Ruder nach Art der Fischflossen geschehen, die durch Lederfütterungen (wie bei Drebbel) mit dem Schiffsinnern in Verbindung stehen. Tauchen und Auftauchen denkt er sich auch in der Art, wie Drebbel dieses Problem gelöst hat, also noch nicht mit Wasserballast, der zum Auftauchen wieder ausgestoßen wird. Die größte Sorge bereitet ihm die Lufterneuerung. Wilkins meint, daß eine Taucherglocke von acht Kubikfuß Luftinhalt dem Taucher für eine Viertelstunde genügende Atemluft gewährt. Einmal, so argumentiert er, würde vielleicht Abkühlung die Luft wieder verbessern. Oder man solle den Schiffstraum in zwei Abteilungen trennen, so daß jeweils in der einen die Luft gereinigt und erneuert werden könne. Über das „Wie“ weiß er freilich nichts zu sagen. Er weist nur in unbestimmten Ausdrücken auf die von Merfenne erwähnte Erfindung eines französischen Tauchers hin, die es ermöglichen solle, daß der Taucher mit zehn Kubikfuß Luft sechs Stunden auskommen kann. Näheres über diese angebliche Erfindung vermag auch Merfenne nicht zu sagen.

Dann äußert sich Wilkins in bemerkenswerter Weise über den Nutzen von Tauchbooten: Man könne unbemerkt damit hinfahren, wohin man wolle und brauche sich vor Seeräubern nicht zu fürchten. Besonders im Kriege könne die Unterseeschiffahrt von großem Vorteil sein, wie auch Drebbel schon daran dachte, unter Wasser an feindlichen Schiffen Sprengkörper anzubringen. Ebenso könne ein Tauchboot für die heimliche Verproviantierung usw. belagerter Hafenplätze dienlich sein. Und endlich könne es der Wissenschaft viel nützen: die Erforschung des Meeresbodens, seiner Fauna und Flora, die Perlenfischerei, Untersuchung von Wracks, Heben versunkener Schätze (wobei Taucher das Fahrzeug unter Wasser verlassen und wieder besteigen können) — das sind vornehmlich die Aufgaben, die dem Tauchboot nach Wilkins zufallen würden. Ob das alles ausgeführt werden kann, meint der erfindungsreiche Bischof abschließend, das vermöge er nicht zu sagen, aber er halte es doch für möglich, und daher für nützlich, sich darüber auszusprechen.

Vieles von dem, was Wilkins sich in seiner Phantasie ausgemalt hat und was seinen weniger phantastischen Zeitgenossen als Utopie erscheinen mußte, ist seither Wirklichkeit geworden. Und sein Nachfahre in der Neuen Welt stand ihm an Ideenreichtum und Wagemut jedenfalls nicht nach.



Der Kupferhelm wird über den Kopf des Tauchers gestülpt, der so zum Herrn eines neuen Elements und einer noch neueren Welt wird.
(Aus William Beebe, 923 Meter unter dem Meerespiegel. Mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus.)

923 Meter unter dem Meerespiegel.

Von William Beebe*.

Es kann nicht mehr viele Jahre dauern, und man wird in unsern Breiten wie am Wendekreis längs des Meeresstrandes Gespräche führen, die heutzutage den meisten Menschen überspannt oder doch zumindest verfrüht erscheinen möchten. Wer gute Freunde zu Gaste hat, fordert sie dann wohl auf, mit ihnen vom Ufer weg zu rudern, sich den Helm aufzustülpen und zu tauchen, um in aller Muße die neuen Korallenanpflanzungen und -beete in Augenschein zu nehmen, die ein Meerestgärtner unlängst angelegt hat. In einem späteren Monat bekommen seine purpur- und lavendelfarbenen Seeanemonen vielleicht den ersten oder zweiten Preis beim Meeresblumenwettbewerb des Ortes. Die Buben werden ihre Mütter bestärmen, sie doch wieder ziehen zu lassen, daß sie Seeräuber spielen können — im Raum des alten Wracks in fünf Meter Tiefe draußen vor dem Riff. Untergetauchte Künstler aber schimpfen auf den bewölkten Himmel, weil das halbvollendete Gemälde der Schlucht sechs Meter unter dem Meere volles Sonnenlicht benötigt, wenn ihre märchenhafte Farbenpracht sich entfalten soll.

Bis zu dem Zukunftstag, wo solcherlei Dinge Alltäglich-

* Mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig. Vergleiche die Quelle S. 143!

keiten sind, habe ich darum nur eine so kurze Zeitspanne angefaßt, weil sie an Duzenden von Orten bereits Wirklichkeit geworden sind.

Unser Gerät zur Eroberung der Unterwasserwelt ist einfach genug. Wir müssen uns zunächst schlüssig werden, ob wir uns mit einem Blick unter die Oberfläche begnügen wollen oder ob wir zwanzig bis fünfundzwanzig Meter, hundert Meter oder einen Kilometer hinabzusteigen gedenken. Um von hinten anzufangen, so haben nur zwei Menschen je die Tiefe von neunhundert Meter erreicht, und zwar in einem Stahlgehäuse, einer „Tiefseekugel“, in die man sie verschloß und in der sie dann die eigene Luft herstellten und atmeten, durch Fenster blickten, die erschaute Wunder fernmündlich hinaufgaben und sicher zurückkehrten.

Wer hundert Meter hinab will, braucht einen vollständigen Taucheranzug, und viele Stunden vergehen, ehe er sich an den Druck in jener Tiefe gewöhnt hat und ehe er dann wieder in die Welt hier oben zurückkehren kann.

Wer seinem Wohnsitz auf der Erdoberfläche und der Luft darüber das gesamte „Königreich der Zehnmertertiefe“ einverleiben möchte, hat es eigentlich recht leicht. Ich rate da zu einem Paar Sportschuhen mit dicken Gummisohlen und einem

Badeanzug; ein Helm mit Glasvorderseite, ein Schlauch und eine Pumpe vervollständigen das „Gesam, öffne dich“ des weiten Weltmeers. Den Helm kann man aus einem Benzinkanister und etwas Glas, einem Ende Gartenschlauch und einer Autopumpe herstellen. Oder man kann die ganze Ausrüstung gebrauchsfertig kaufen. Wie die Sache vor sich geht, erübrigt sich, näher zu beschreiben; so kinderleicht ist ja alles.

Doch vom ersten Augenblick an, wo man unter Wasser ist, merkt man die unbedingte Einzigartigkeit der Umwelt. In der Luft wiegt man hundertvierzig Pfund; hier kann man vier Meter weit springen oder sich emporheben, indem man nur einen Finger krümmt. Ein Fall von einer Korallenklippe hinab ist nur ein sanftes Abwärts-schweben; alles, was man tut, gleicht der zierlichen Anmut einer Zeitlupenaufnahme.

In diesem Reich der Tiefe sind die meisten Pflanzen Tiere, die Fische stellen Freunde dar, die Farben sind ganz unirdisch in ihrem Wechselspiel und ihrer Zartheit; Wunder um Wunder lösen immer neues Staunen aus. Vielleicht dräuen zahllose schreckliche Gefahren; doch wir sind hunderte Male getaucht und ihnen nie begegnet.

Einem freilich können wir nicht ent-rinnen: immerfort, für alle Ewigkeit hat es uns nun die Zauberpracht des Wassers und seiner Bewohner, die Märchenwelt unserer Urheimat mächtig angetan.

Generalprobe.

Am 5. Juli kam die Tiefseekugel in Bermuda an. Ich besuchte sie, als sie noch tief unten im tiefsten Raum des „Mon-arch“ steckte, von der Ladung halb verborgen. Später am selben Tag wurde sie in das strahlende Sonnenlicht empor-

geholt und sanft auf ihr altes Mutterschiff, die „Ready“, niedergelassen, von deren Deck aus sie nun wieder tief ins Meer hinabsinken sollte. Ein ganzer Monat verging mit dem Zusammensetzen, Ausbessern und Erproben all des kniffligen Geräts, von der Sieben-tonnenwinde, die so tadellos in Ordnung war wie damals, als ich sie vor beinahe zehn Jahren auf dem „Arcturus“ zuerst in Gebrauch



Lichtstille: Floyd Crosby.

Eine Wüste tierischen Lebens kann dadurch in eine bevölkerte Oase verwandelt werden, daß man mit einer Brechstange ein paarmal hin und her stochert; Fische stürzen von allen Seiten zu der Quelle freigelegter Nahrung hin.

(Mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus.)

Reise lieferte uns einen vortrefflichen Rundblick auf das gesamte Deck, und der angespannte, besorgte Ausdruck auf den emporgewandten Gesichtern ließ mich bedauern, daß die völlig selbstvergessene, erwartungsvolle Vorfreude, die ich persönlich fühlte, nicht die vorherrschende Stimmung auf der „Ready“ war.



Blick in eine Welt, wo Felsen leben und Pflanzen Tiere sind. Lichtbild: Floyd Crosby.

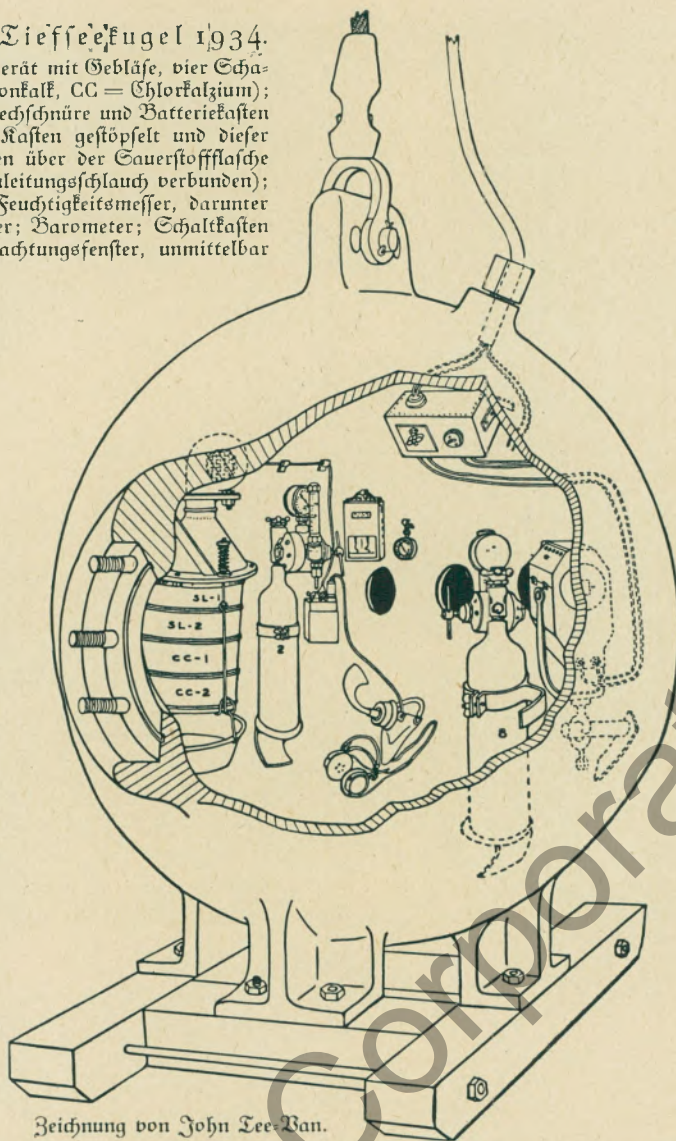
(Mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus.)

Abstieg in ewige Nacht.

Am Sonntag, dem 11. August, um 9 Uhr 30 vormittags, schaute ich vom Deck der „Ready“ in die Runde und sah die lange, niedrige Dünung eines ruhigen Tages. Wir waren richtig innerhalb des Zauberkreises, zehn Kilometer südöstlich der Nonfuch-Insel, verlangsamten sofort die Fahrt, die Nase der

Innere Einrichtung der Tiefseefugel 1934.

Von links nach rechts: Chemisches Gerät mit Gebläse, vier Schalen und einer Schüssel (SL = Natronalkali, CC = Chlorkalzium); Sauerstoffflasche und -ventil; Fernsprechnüre und Batteriekasten (die Fernsprecher werden in diesen Kästen gestöpselt und dieser durch den Draht an den beiden Haken über der Sauerstoffflasche mit den Fernsprechdrähten in dem Zuleitungsschlauch verbunden); selbstschreibender Temperatur- und Feuchtigkeitsmesser, darunter das linke luftdicht verschlossene Fenster; Barometer; Schaltkasten oben an der Kugel; mittleres Beobachtungsfenster, unmittelbar unter dem Schaltkasten; Sauerstoffflasche und -ventil; Scheinwerfer. Man sieht auch, wie der Zuleitungsschlauch durch die Stopfbüchse in die Kugel führt.



Zeichnung von John Lee Van.

(Mit Genehmigung des Verlages F. U. Brockhaus.)

Dünung zugekehrt, und schickten uns zum Tauchen an.

Vor über dreieinhalb Jahren war ich in eine Tiefe von vierhundertfünfunddreißig Meter hinabgestiegen, und hier stand ich nun auf demselben Leichter mit genau der nämlichen Tiefseefugel, keine zwei Kilometer von der gleichen Stelle entfernt, wo ich damals gefaucht war. Eine gleiche Strecke nach Osten kennzeichnete den Ort eines neuerlichen Abstiegs in sechshundert-siebzig Meter Tiefe. All die seltsamen Bilder, die ich schauen durfte, stehen mir jetzt genau so lebhaft vor Augen wie damals; doch beim Antritt dieses neuen Wagnisses kam es mir so vor, als seien die früheren Tauchfahrten nichts als erstaunliche Träume gewesen, und ich wußte so gut wie gar nichts über die Welt der Lebewesen unterm Kiel.

Wenn mir irgendwelche von diesen Gedanken damals durch den Sinn zogen, so müssen sie mich bloß kurz durchzuckt haben; denn ich hatte im Augenblick genug damit zu tun, mich über die ungemütlichen Bolzen mit so wenig Schaden wie möglich zu winden, mich in der Fensterseite der Tiefseefugel zusammenzurollen, mir das Fernsprechgerät anzuklemmen und all meine Instrumente und meine winzige, aber notwendige Habe auszubreiten.

Eine richtige Schilderung des bei diesem Abstieg Gesehenen gehört zu dem Schwierigsten, was ich je versucht habe. Sie entspricht genau der Frage an einen Fremden, der ein paar Stunden in Newyork verbracht hat: „Was halten Sie von Amerika?“ Allein wir fünf, die wir in der Tiefseefugel — wenn auch vielleicht nur bis dreihundert Meter — niedergestiegen sind, wissen, wie schwer es ist, Worte zu finden, um die fremde Welt zu veranschaulichen. Dieser Abstieg wurde im wesentlichen zu einer Beobachtungsfahrt, und die Eindrücke aus erster Hand müssen daher vor allen andern den Vorrang haben.

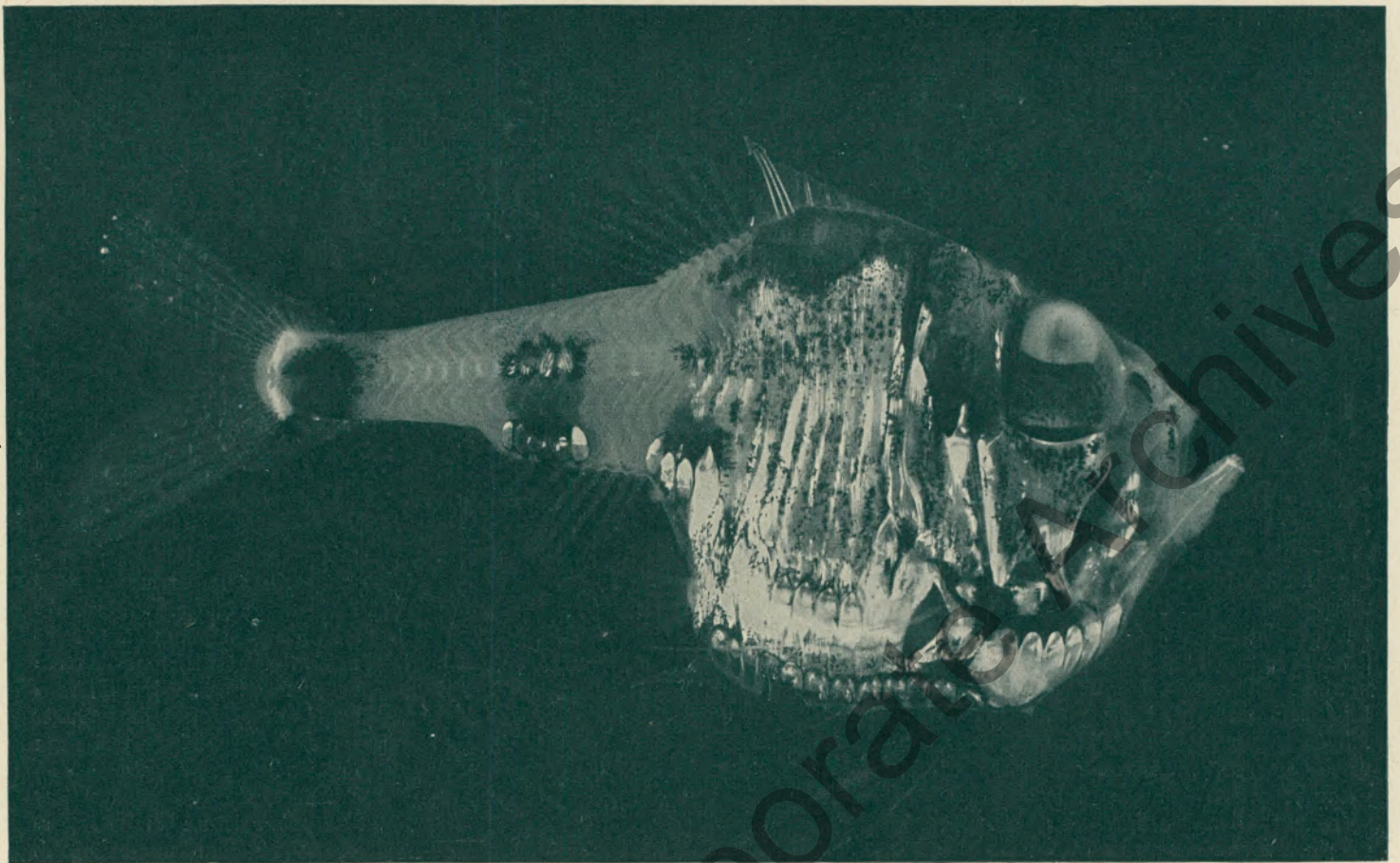
Um 9 Uhr 41 vormittags platschten wir unter die Meeresoberfläche, und wie ich es so oft erlebte, kam der plötzliche Übergang aus einer goldgelben Welt in eine grüne unerwartet. Nachdem der Schaum und die Luftblasen das Glas verlassen hatten, waren wir in Grün gebadet; unsere Gesichter, die Flaschen, die Schalen, selbst die schwarzgestrichenen

Wände waren grün getüncht. Vom Deck aus gesehen, stiegen wir indes in reines, tiefes Ultramarin hinab. Die einzige Umdeutung dieses Farbenwechsels, die den Leuten an Bord verstatet wurde, war das zunehmende Türkis der Tiefseefugel, als sie sich dem Punkt ihres Verschwindens bei etwa dreißig Meter näherte.

Die Sonne glühte auf das Meer hernieder; die Wasseroberfläche war ungewöhnlich ruhig; die Verhältnisse lagen für alles, was das Auge dem Hirn zuführen konnte, vortrefflich. Eine Frage kam durch den Fernsprecher; die Antwort ging; und hinunter glitten wir durch die Fluten. Wieder wischte die erste Strecke für das Auge alle belebenden, warmen

Farben des Spektrums aus; bald war das Gelb im Grün verschluckt, und auch dieses schwand unmerklich dahin, als wir tiefer gingen; bei sechzig Meter ließ sich unmöglich sagen, ob das Wasser grünlichblau oder bläulichgrün war. Bei hundertachtzig Meter erschien das Licht als ein dunkles leuchtendes Blau, und schon diese Aneinanderreihung von Gegensätzlichem offenbart die Schwierigkeit der Beschreibung. Wie bei dem früheren Tauchen schien es leuchtend klar, ermangelte aber derart wirklicher Helle, daß es nutzlos zum Lesen und Schreiben war. Es gibt bei einem solchen Abstieg ganz bestimmte Stellen, die einem das Herz höher schlagen lassen. Die erste ist die, wo die ersten tierischen Blitze aufzucken. Das war bei zweihundertvier Meter; es kam uns so vor, als schloße sich damit eine Tür zur oberen Welt. Das Grün, in der ganzen Natur die Farbe der Pflanzen, war schon lange aus unserm neuen Weltall verschwunden, gerade so wie die letzten Pflanzen des Meeres selbst weit über uns zurückgeblieben waren.

Bei dreihundert Meter sahen wir unsere Umwelt näher an. Die Stopfbüchse und die Tür waren trocken; das Geräusch des Gebläses störte die Unterhaltung durch den Fernsprecher nicht; die Feuchtigkeit wurde so gut beseitigt, daß ich kein Taschentuch über Nase und Mund zu halten brauchte, wenn ich dicht vor dem Glaste sprach. Der Stahl wurde recht kalt. Ich versuchte, das Wasser zu benennen — schwärzlichblau, dunkelgraublau? Merkwürdigerweise wird das verschwindende Blau nicht durch Violett — das Ende des sichtbaren Farbenspektrums — ersetzt. Dies ist anscheinend bereits verschluckt wor-



Lichtbild: John Lee-Ban.

Silberne Beilfische (*Argyrolepecus* und *Sternoptyx*) wurden 28mal auf verschiedenen Tauchfahrten gesichtet.

Wie dieses Lichtbild zeigt, haben diese Fische viele Lichter, und ihre Körper sind wie mit Kauschsilber bedeckt.

(Aus William Beebe, 923 Meter unter dem Meeresspiegel. Mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus.)

den. Die letzte Andeutung des Blaus verliert sich in ein namenloses Grau und dieses schließlich in Schwarz, doch von der jetzt erreichten Stufe an versagt das Auge, und der Geist verweigert eine klar geforderte Farbenunterscheidung. Die Sonne ist geschlagen und die Farbe für immer verschwunden, bis endlich ein Menschlein in diese Tiefen vordringt und einen gelben elektrischer Strahl hier ausblitzen läßt, wo zwei Milliarden Jahre lang alles pechschwarz gewesen ist.

Bei dreihundertfünfundsechzig Meter erfolgte eine Explosion, nicht am Fenster, sondern ein, zwei Meter davon entfernt; sie war so verblüffend, daß ich mir vornahm, scharf nach Wiederholungen auszuspähen. Auf einmal schoß in der Ferne ein kräftiger, glühender Streif von vielleicht zwanzig Zentimeter Länge hervor. Nicht die gewagteste Vermutung konnte eine solche Erscheinung deuten. Da sandte das Gefäß des Ausgleichs mir als Erfass einen klar herausstehenden, acht Zentimeter langen schwarzen Angler dicht vors Fenster; er führte auf einem schlanken Fühler ein bleiches, zitronenfarbenes Licht. Alles andere entglitt meinem Auge; daher kann ich ihm nie einen Namen geben.

Ein großer Übelstand bei dieser Arbeit in der Tiefseekugel liegt ja darin, daß der Geist ständig hinter der augenblicks-schnellen Beobachtung nachhinkt. Zum Beispiel kam bei dreihundertsechundneunzig Meter ein mittelgroßer, breitmäuliger Angler in Sicht, verschwand dann, und ich beschrieb gedankenlos einen zwanzig Zentimeter langen Glasaal, der wie ein durchscheinendes Weidenblatt anmutete, als mein Geist zum Angler zurückschoß und sich fragte, wie ich ihn gesehen hätte. Ich hatte keine vereinzelt Lichter auf Leib und Fühler

wahrgenommen, und nun merkte ich, daß das Gebiß matt geglüht hatte und daß die beiden Fangzahnreihen leuchtend waren.

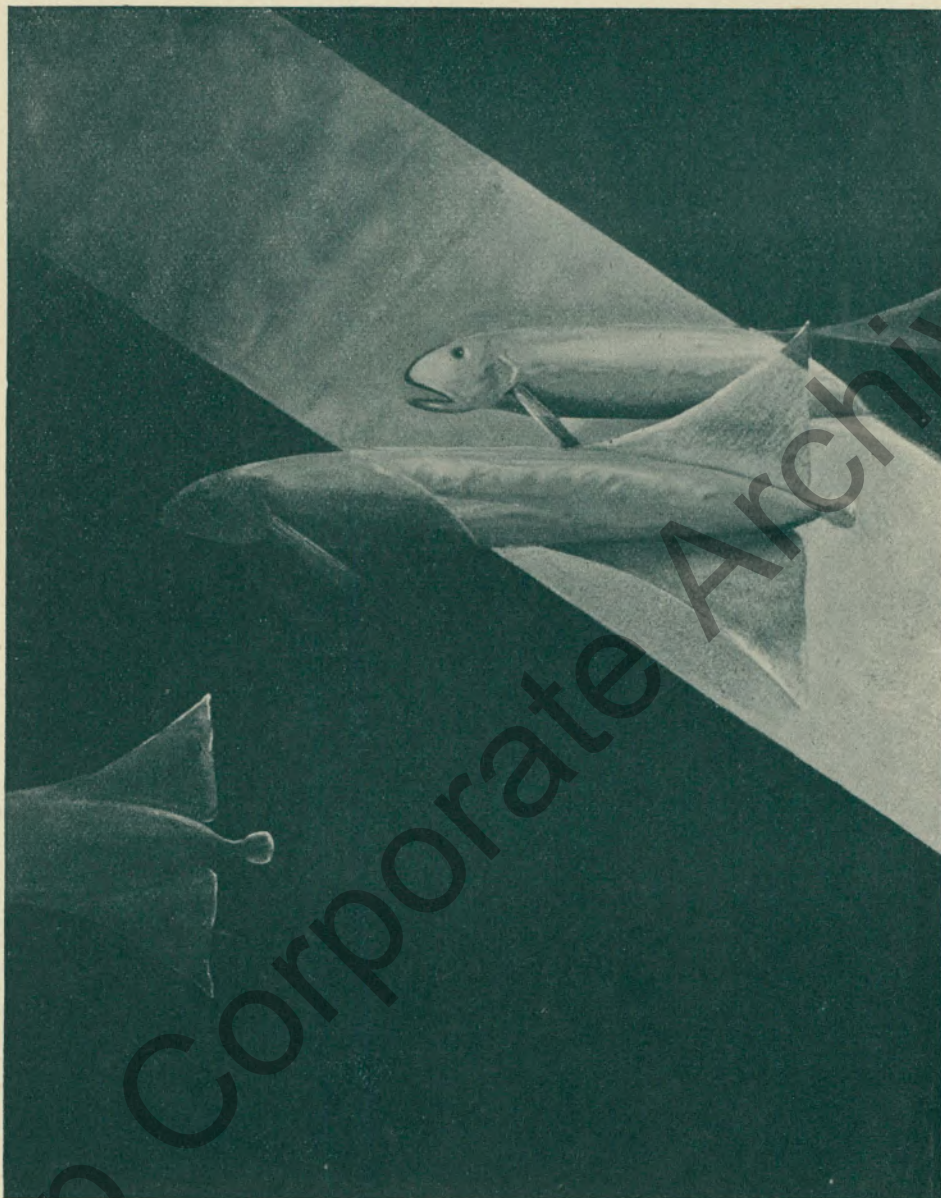
Es ist ungemein verblüffend, in die Dunkelheit da draußen zu starren, plötzlich eine Erscheinung wahrzunehmen, das bloße äußere Drum und Drau in groben Zügen zu vermerken und dann mitten in der angestrengten Betrachtung eines ganz andern Funkens oder Liers wieder zurückgezwungen zu werden, um noch alle die besonderen Merkmale aufzunehmen, die dem Geist entgingen, aber einen Augenblick lang auf der Netzhaut eingegrift waren. Über diesen Punkt hatte ich Miß Hollister am andern Ende des Fernsprechers besonders gründlich unterwiesen, und so prasselte ständig ein wahres Feuer von Fragen auf mich hernieder, die meine Aufmerksamkeit besser einstellen und mein Gedächtnis aufmuntern sollten. Immer wieder machte ich, wenn eine solche Frage kam, vorsätzlich die Augen zu oder wandte sie ins Innere unserer Kugel; so konnte ich durch nichts draußen Vorgehendes irregemacht werden, während ich meine Erinnerung nach Einzelheiten des noch kaum aus meinem Auge Entschwundenen absuchte. Bei einigen wenigen Haltepunkten auf der Fahrt gestattete ich mir eine oder zwei Minuten Gefühlschmelgerei; ich vergegenwärtigte mir das Wo und Wie unseres Aufenthalts, die Umgebung, die Tageszeit, den Druck, die Temperatur und dergleichen. Doch all die übrige Zeit erlaubte ich mir kein Ausruhen von der unmittelbaren Beobachtung und Weitermeldung. Die unfruchtbaren Ohs! und Ahs! meiner ersten paar Tauchfahrten standen mir noch allzu lebhaft in der Erinnerung.

Bei fünfhundertachtzig Meter war immer noch ein ganz

Bei 457 und dann wieder
bei 760 Meter

erschien plötzlich dieser gänzlich unbekannt
Fisch im Scheinwerferstrahl. Er zeigte die Farbe
faulen oder wassergetränkten Fleisches, war
zahnlos und lichtlos; er besaß gute Augen und
lange Brustflossen, hohe, lotrechte Flossen und
einen ganz kleinen Schwanz. Ich habe ihn den
bleichen Segelflosser, *Bathyembryx istio-*
phasma, benannt.

Nach einem Gemälde von Else Postelmann.
Aus William Beebe, 923 Meter unter dem Meerespiegel.
Mit Genehmigung des Verlages F. U. Brockhaus.)

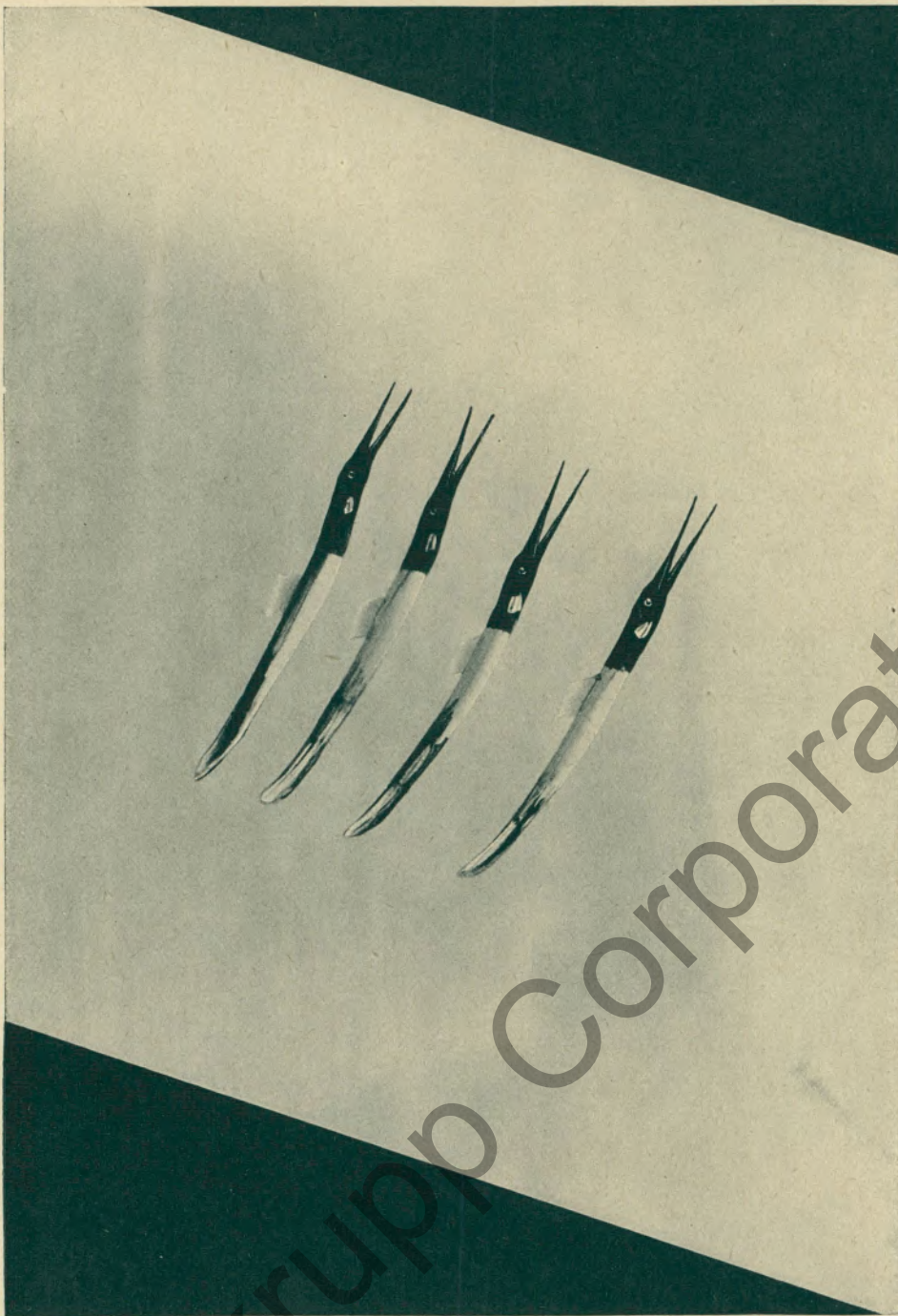


schwacher mattgrauer Lichtschimmer vorhanden — sechzig
Meter tiefer als gewöhnlich —, ein Beweis für die fast spiegel-
glatte Oberfläche und die ungemeine Klarheit des Tages hoch
über uns. Bei sechshundertzehn Meter wurde die Welt für
immer schwarz. Diesen Augenblick sehe ich als den dritt-
bedeutungsvollsten der Fahrt in die Tiefe an; da läßt man die
Sonne, den Quell alles Lichts und aller Wärme auf Erden,
hinter sich. Es ist nur ein gedanklicher Meilenstein, doch
ein recht sinnfälliger. Wir hatten keine Vorstellung des
Außendruckes, aber die Schwärze schien über uns herein-
zubrechen.

Bei sechshundertzehn Meter stellte ich eine sorgfältige Zäh-
lung an und fand, daß nie weniger als zehn oder mehr Lichter
— blaßgelbe und blaßblaue — auf einmal sichtbar waren.
Fünfzehn Meter tiefer sah ich wieder ein Netzwerk von Feuer-
funken, das diesmal, vorsichtig geschätzt, eine Fläche von sechzig
mal neunzig Zentimeter einnahm. Masche um Masche konnte
ich im Dunkel verfolgen, doch nicht die leiseste Vermutung über
die Ursache wagen. Es muß sich wohl um ein wirbelloses
Lebewesen von solcher Zartheit und Vergänglichkeit handeln,
daß seine Tiefenform völlig verlorengegangen ist, wenn wir
es je ins Netz bekommen. Dreißig Meter weiter sah Barton
zwei Lichter abwechselnd aufblitzen und verlöschen, die offenbar
von der Willkür des Fisches abhängig waren.

In dieser Tiefe und dann wieder beim Aufstieg sah ich am
äußersten Ende unseres Strahlenkegels eine große Gestalt
dahinschwimmen. Schon bei früheren Fahrten hatte ich dies
beobachtet, mich aber gescheut, es auch nur zu erwähnen;
denn es kam mir allzusehr so vor, als sei infolge mangelhafter
Beobachtung meine Phantasie mit mir durchgegangen. Doch
da war die Erscheinung schon wieder. Die Oberfläche sah
nicht schwarz aus, und was sich dem Auge einen Augenblick
lang an Umrissen bot, war gänzlich schleierhaft. Aber daß
es sich um ein sehr großes Tier oder um sehr große Tiere
handelte, von denen wir auf durch Jahre getrennten Fahrten
fünf verschiedene Male flüchtige Blicke erhaschten, des sind
wir sicher. Ob es nun Fische oder Kraken oder noch andere
Tiere waren, vermögen wir nicht zu sagen.

Bei siebenhundert Meter wurde irgendwelcher Lustuf von
mir durch das Erfuchen von oben unterbrochen, ich möchte
dem Sirenengeheul des Schleppers lauschen, das unsere neue
Höchstleistung begrüßte; meine Antwort war: „Recht schönen
Danke, aber schreiben Sie: Zwei sehr große Glasaale sind soeben
durch das Licht gezogen, dicht beisammen, schnell dahin-
zitternd. Anmerkung: Wie kommen die Glasaale dazu, paar-
weise zu wandern?“ Da gaben die Bewohner unserer nur noch
schwach erinnerten oberen Welt ihre gutgemeinten Be-
mühungen, uns zu ehren, auf. Weiter ging es in die Tiefe,



Regenbogenhornbechte

ist der einzige Name, den ich für diese Fische weiß. Es sind wahrscheinlich keine Hornfische, doch sie sind scharlachrot, blau und gelb: sie schwammen in einer Tiefe von 760 Meter in dieser seltsamen, aufrechten, steifen Haltung durch den Scheinwerferstrahl.

Gemalt von Else Postelmann.

(Aus William Beebe, 923 Meter unter dem Meerespiegel. Mit Genehmigung des Verlages F. U. Brockhaus.)

durch eine reiche, lichtergefüllte Siebenhundertdreißig-Meter-Stufe auf siebenhundertsechzig Meter, wo wir eine lange halbe Stunde Mast machten.

Um 11 Uhr 17 drehte ich das Licht plötzlich an und sah ein seltsames Quartett von Fischen, deren Gattung oder Familie ich nicht habe ausfindig machen können. Gestalt, Größe, Farbe und eine einzelne Flosse sah ich klar, aber Tiefsee-Regenbogenhornfische ist die einzige Bezeichnung, die ich vielleicht noch beantworten kann, und dabei waren es möglicherweise gar keine Hornfische. Bei einer Länge von zehn Zentimeter über alles waren sie schlank und steif mit langen, scharf-spitzigen Kiefern. Sie schwebten in der Mitte des elektrischen Strahls, als er zuerst angeknipst wurde, und die unerhörte Welle berührte sie nicht im mindesten. Da standen sie nun — denn sie waren fast aufrecht gewandt —, und ich konnte nur ein schwaches Wedeln mit einer Rückenflosse sehen. Gleichen Zwischenraum haltend und ständig aufwärts gefehrt, schwam-

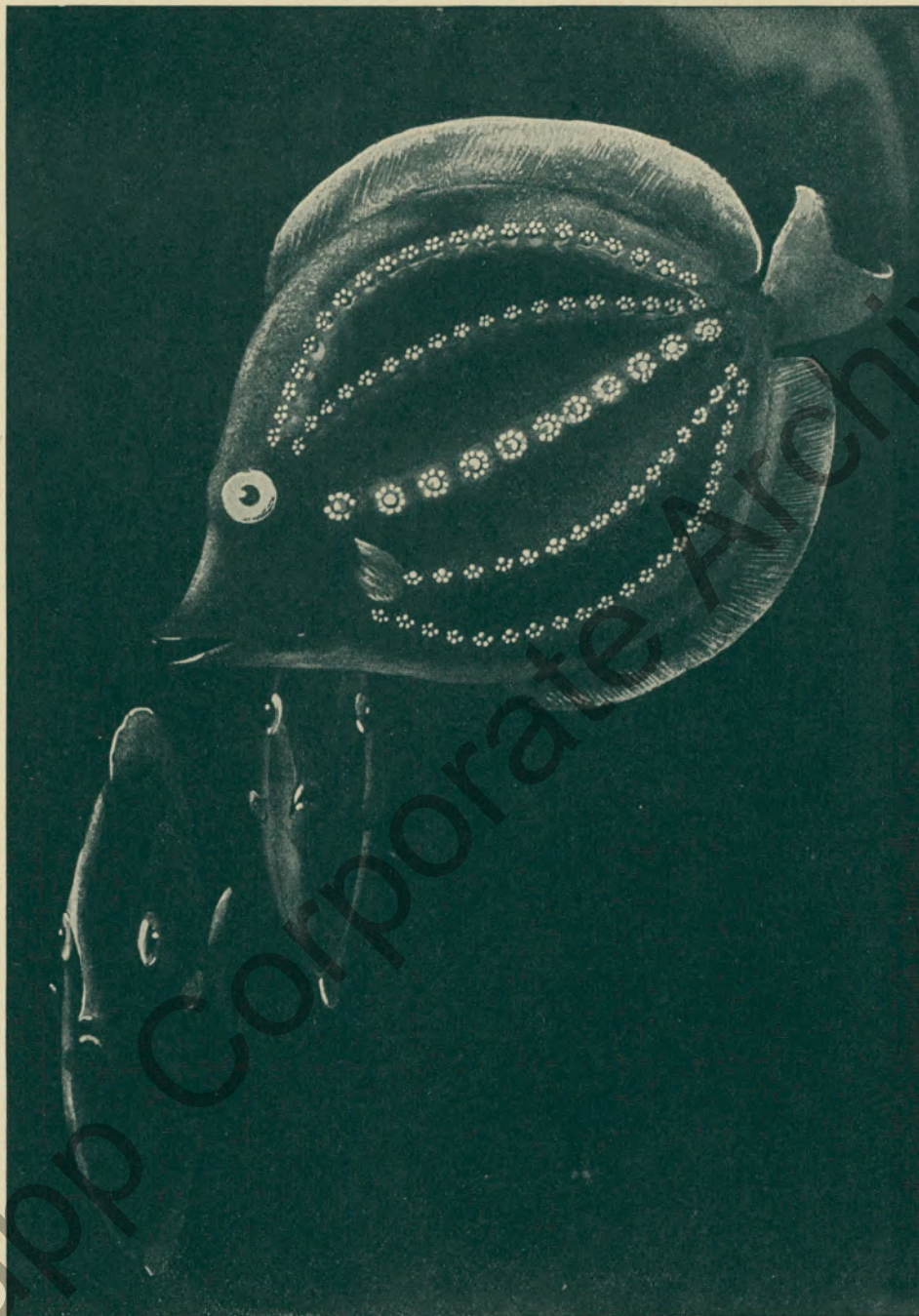
men sie langsam in das äußerste Dunkel. Das Erstaunliche an ihnen war ihre unerwartete Zeichnung und Färbung. Kiefer und Kopf zeigten ein leuchtendes Scharlachrot, das hinter den Kiemen unvermittelt in ein helles, aber kräftiges Blau überging, und dies verlief unmerklich in ein klares Gelb an Hinterleib und Schwanz. Außer im Licht eines andern Fisches oder in dem meines Scheinwerfers konnte ihre Farbenpracht sich nie entfalten, war also sicherlich eine nutzlose unwesentliche Beigabe.

Über zwei Stunden waren vergangen, seit wir das Deck verlassen hatten; ich wußte, daß sowohl die Nerven meiner Mitarbeiter wie auch die meinen durch die unausgesetzte Anspannung und Belastung allmählich überreizt wurden. Meine Augen waren müde vom Aufblitzen immer neuer Lichter, von denen jedes einzelne so scharf beobachtet werden mußte; mein Geist war überladen von Bildern der ständigen Aufeinanderfolge von Fischen und anderm Getier und durch die

Vielleicht der schönste
Fisch der Tiefsee

ist der fünfstreifige Sternbildfisch, den wir einmal sahen, aber nie gefangen haben. Er erschien und verschwand bei 580 Meter, blieb aber so lange, daß ich Vorderansicht und Seiten erkennen konnte, sowie die Streifen der wundervollen goldgelben Lichter, von denen ein jedes teilweise oder ganz von purpurnen Lampen umrandet war. In Gestalt erinnert er an einen Schmetterling oder Seebader.

Nach einem Gemälde von Else Bostelmann.
(Aus William Beebe, 923 Meter unter dem Meerespiegel.
Mit Genehmigung des Verlages F. U. Brockhaus.)



erfolgreichen oder verkümmerten Versuche, sie zu bestimmen, bald frohgemut, bald niedergedrückt. So gab ich Anweisung zum Aufstieg.

Bei der nimmer endenden Aufregung angesichts der Fülle der Tiere hatte ich völlig vergessen, daß wir es ja auf achthundert Meter bringen wollen, und als man uns nun genau eine Stunde später an Deck daran erinnerte, daß wir es mit weiteren fünfunddreißig Meter geschafft hätten, tat es mir nicht weiter leid. Eine menschengeschaffene Maßeinheit ist von weit geringerer Bedeutung als mein Dreisterniger Angler, den wir sonst sicher verfehlt hätten.

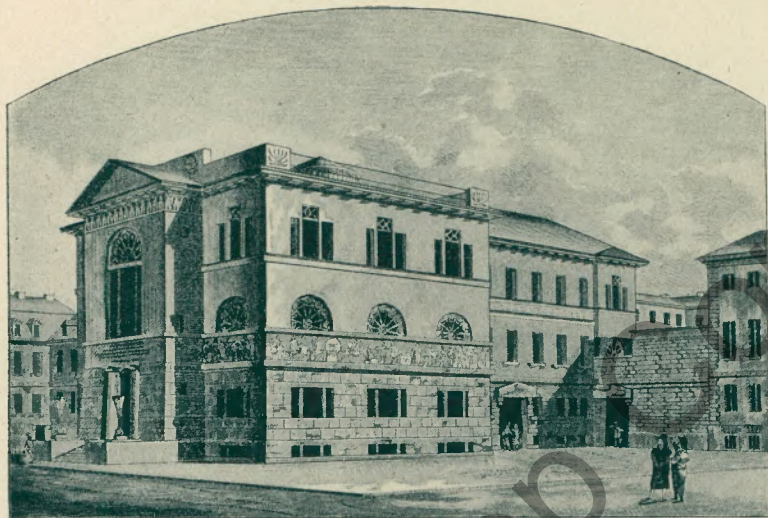
Was nun diesen besonderen Abstieg anbelangt, so traten wir die Heimreise aus der größten Tiefe von siebenhundertfünfundsechzig Meter mit noch fünfundvierzig Atmosphären Druck in der Sauerstoffflasche an und erreichten die Oberfläche gerade,

als das letzte Gas aus dem Ventil herausgezischt war und die Zeigekugel sich zur Ruhe niedersenkte. Eine aufregende Geschichte für die Zeitungen war das aber weiter nicht; denn leider hatten wir noch ein zweites Ventil nebst voller Flasche gebrauchsfertig stehen. Wir waren über drei Stunden eingeschlossen gewesen, und als wir hinaustraten, war die Luft so frisch wie die an Deck; der Druck war überaus schwach, und wenn wir uns auch beide freuten, uns von der unausgesetzten Anstrengung zu entspannen, wenn auch unsere Beine und Füße völlig eingeschlafen waren, so hatte doch unser Gerätekrum ohne Versager gearbeitet und stand zu neuem Abstieg bereit. Tatsächlich führten wir noch am selben Nachmittag ein einstündiges Konturentauchen an der Küste durch und kartierten etwa anderthalb Kilometer der Hänge Bermudas etwa achtzehn Meter unter Wasser.

Technische Gedenktage.



Hinterladekanone und Mörser bei der Belagerung eines Schlosses.
(Aus Loyset Liédet: Histoire de Charles Martell. Um 1470.)



Das alte Münzgebäude, das Heim der Kgl. Bauakademie.
(Nach „Chronik der Techn. Hochschule zu Berlin 1799—1899“.)

16. 3. 1799 wurde durch eine Kabinettsorder Friedrich Wilhelms III. die Bauakademie in Berlin ins Leben gerufen. Der Zweck der neuen Anstalt sollte die theoretische und praktische Ausbildung tüchtiger Feldmesser, Land- und Wasserbaumeister sowie Bautechniker sein. Die unmittelbare Leitung wurde einem aus vier Mitgliedern bestehenden Direktorium anvertraut. Diese Bauakademie war die erste Anstalt ihrer Art in Deutschland und hatte nur eine Vorgängerin in der im Jahre 1794 gestifteten Ecole polytechnique in Paris. Anfänglich war beabsichtigt, sie der bereits bestehenden Kunstakademie anzugliedern, später brachte man sie aber in dem von Heinrich Gens in den Jahren 1798 bis 1800 errichteten Gebäude der alten Münze am Werderschen Markt unter. Diese Bauakademie war die Keimzelle der späteren Gewerbeakademie und der heutigen Technischen Hochschule zu Berlin.

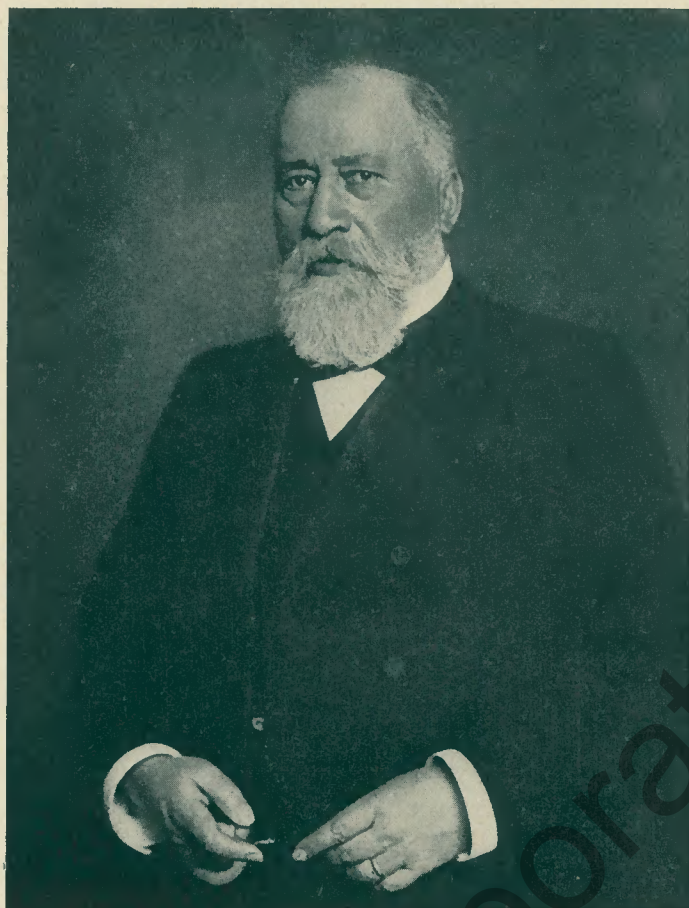
4. 3. 1811 erhielt James White ein französisches Patent auf eine Maschine zur Herstellung von Nägeln aus Draht. Die Maschine schnitt den Draht ab, stauchte den Kopf und spitzte den Nagel an, und zwar alles in einem Arbeitsgang. Das war der erste Schritt auf dem Gebiete der maschinellen Herstellung von Nägeln aus Draht. Sie waren bis dahin geschmiedet worden, und man hatte mit einigem Erfolg versucht, den Schmiedevorgang zu mechanisieren, bis White mit seiner Erfindung hervortrat, der nun bald andere Maschinen folgten.

20. 3. 1534 starb zu Nürnberg in seiner Wohnung am Schießgraben der Büchsenmacher Sebald Behaim. Von seinen Zeitgenossen als dieser großer Geschütze verehrt, hat er auch viele Glocken gegossen, unter denen die „Große Gul“ vielleicht die einzige ist, von der wir wenigstens den Namen kennen. Sein Sohn Hannsen soll auf Veranlassung seines Vaters eine Übersetzung der fünfzehn Bücher Euklids angefertigt haben, von denen aber Neudörffer (1497 bis 1563) nur noch einen Bogen gesehen hat, „darauf eine wunderkünstliche Abtheilung und Maszwerk einer Glocken gerissen und welcher Gestalt dieselbig zu vergrößern und zu veringern und nach den Tönen und Resonanzen zu gießen wäre“.

Jahade.



Nagelschmied
aus dem Mendelschen Brüderbuch.
(© Adelsbibliothek zu Nürnberg.)



Lichtbild: Titofa Persebeid.

Heinrich von Brunck.

Ein Leben im Dienste der deutschen chemischen Industrie.

Von Hermann Ulrich-Hannibal.

Wie alle großen Schöpfungen aus der Genialität oder aus der Tatkraft weniger großer Persönlichkeiten erwachsen, so hat sich auch die deutsche chemische Industrie einen guten Teil ihrer führenden Stellung in der Welt durch das Wirken eines Mannes, durch den Unternehmungsgeist und die Unermüdbarkeit eines Menschen erworben. Es ist Heinrich Brunck, der ihr zu diesem Ansehen verhalf und die Grundlage schuf, auf der sie weiterstrebte und schaffte, ein Führer der deutschen Industrie, der in der breiten Öffentlichkeit wenig Volkstümlichkeit erlangt hat, aber doch den Ruhm genießt, eines der größten Genies seiner Zeit gewesen zu sein.

Er wurde als das jüngste von zwölf Kindern als Sohn eines Gutsbesizers am 26. März 1847 in Winterborn in der bairischen Pfalz geboren. In seinem Elternhaus, wo ein Sofa als Luxusmöbel nicht geduldet war, wurde er früh zur Pflichterfüllung angehalten. Sein Vater legte Wert darauf, daß er neben der Schule auch bei den Gartenarbeiten noch eifrig seinen Mann stand, damit er geistig und körperlich gleich frisch aufwachsen sollte. Nachdem er die Volksschule seines Heimatdorfes und die Mittelschule in Kaiserslautern besucht hatte, ging er auf das Polytechnikum in Zürich, um sich dort für den Chemikerberuf vorzubereiten. Obwohl die Chemie zu der damaligen Zeit allgemein noch für eine brotlose Kunst gehalten wurde, ließ Vater Brunck seinen Sohn seiner chemischen Neigung nachgehen. Er hörte im Anschluß an seine Züricher Studien ein Jahr lang die französischen Vorlesungen des seinerzeit berühmten Chemikers Kekulé in Gent und promovierte dann an der Universität Tübingen zum Doktor.

Wie Herkules am Scheidewege, überlegte er sich nun seinen weiteren Weg. Er liebäugelte mit der akademischen Laufbahn, fühlte sich mit seinem Unternehmungsgeist aber doch mehr zur Industrie hingezogen und trat im Herbst 1867 in die Dienste der chemischen Fabrik von E. de Haen in Hannover. In dieser damals kleinen Fabrik wurden die Neigungen und Veranlagungen des jungen Chemikers außerordentlich entwickelt. Im

gegenseitigen Abwägen von Theorie und Praxis, von Wissenschaft und Industrie bereicherte er seine Fachkenntnisse und ging nach zwei Jahren an die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen, in deren Diensten er seine Lebensaufgabe erfüllen sollte.

Diese Fabrik war vier Jahre vorher mit einem Aktienkapital von 2,4 Millionen Mark gegründet worden und beschäftigte nicht ganz 500 Arbeiter. Heinrich Brunck wurde also zur rechten Zeit auf einen Platz gestellt, auf dem er seinen Unternehmungsgeist beweisen konnte. Ihm lag das Gebiet der Benzolreinigung und -trennung sowie die Nitrobenzol- und Anilinfabrikation, die Gewinnung von Anilinfarben und die Darstellung von Fuchsin und Chloral ob. Es gelang ihm im Jahre 1870, in einem von einem Franzosen erfundenen Apparat hochgereinigtes Benzol und reines Toluol herzustellen, wodurch die Möglichkeit gewonnen war, reines Anilin und Anilinfarben in allen Schattierungen zu erhalten. Außerdem waren seine Versuche um die Darstellung des Chlorals als Chloralhydrat in reinen Kristallen von Erfolg gekrönt, so daß er schon während der ersten Jahre seiner Tätigkeit bei der Badischen Anilin- und Sodafabrik einen wesentlichen Teil zum Aufbau dieses Unternehmens beitrug.

Als die Fabrik im Jahre 1873 zwei andere Werke erwarb, wurde das Werk auf dem Hochfeld bei Duisburg unter die Leitung des sechsundzwanzigjährigen Heinrich Brunck gestellt. Er erhielt dadurch in unabhängiger Stellung die Gelegenheit, seine Führerveranlagung zu beweisen. Doch da die Badische Anilin- und Sodafabrik dieses Werk nach einigen Jahren wieder veräußerte, stand er nur kurze Zeit an seiner Spitze. Dann wurde er nach Ludwigshafen zurückberufen, wo ihm die Fabrikation von gereinigtem Anthrazen sowie die Kraftbetriebe und das Gaswerk der Ludwigshafener Anlagen unterstellt wurden. Daneben machte er unermüdetlich Untersuchungen, auf Grund deren er schließlich die wenigen Farben, die es damals in den Alizarinfarbstoffen gab, um das Alizarinblau bereicherte.

Außerdem gelang es ihm, diese schwer lösliche Farbe in eine leicht lösliche Bisulfitverbindung überzuführen.

Mit seiner erfolgreichen wissenschaftlichen Arbeit machte sich, unterstützt von dem großen Unternehmungsgeist, auch der Wunsch nach großzügiger industrieller Tätigkeit bemerkbar. Es genügte ihm nicht mehr, im Reiche der Wissenschaften seinen Mann zu stellen; er richtete sein Augenmerk jetzt auch mehr auf die Verwertung seiner wissenschaftlichen Erfolge. Als ihm auffiel, daß das für die Zeugfärberei verwendete Alizarin nur für Baumwollstoffe geeignet war, setzte er sich das Ziel, die Alizarinfarben auch für die Wollstofffärberei nutzbar zu machen. Das bedeutete die Einführung einer ganz neuen Technik in der gesamten Färbereindustrie, wurde aber von ihm mit Energie und Nimmermüdigkeit glücklich gelöst. „Es konnte natürlich nicht ausbleiben“, so sagt einer seiner ihm nahestehenden Zeitgenossen, „daß die detart immer schärfer ausgeprägt hervortretende Fähigkeit, Brund's den Resultaten seiner wissenschaftlichen Arbeiten die technische Verwirklichung zu sichern sowie Methoden und Apparate zu erfinden, die eine fabrikmäßige Herstellung und damit eine wirtschaftliche Verwertbarkeit der künstlichen Produkte der chemischen Industrie gewährleisteten, und vor allem seine hervorragende unternehmerische Begabung, den Markt zu beeinflussen und ihn für die neuen Erzeugnisse aufnahmefähig zu machen, und umgekehrt aus den Bedürfnissen des Marktes immer neue Anregungen für die eigene wissenschaftliche und technische Arbeit zu entnehmen, im Kreise seiner Kollegen und der Direktion der Badischen steigende Anerkennung fand.“ Er wurde zunächst zum Prokuristen des großen Werkes und später zum leitenden technischen Direktor ernannt.

Sein ganzes Streben ging darauf hin, seinem und seiner Kollegen wissenschaftlichen Wirken in der Weltwirtschaft Ziel und Richtung zu geben. In diesem Sinne griff er die Lösung des Problems der Herstellung des künstlichen Indigos auf, bei der er sich einer der größten deutschen Industrieführer der damaligen Zeit bewies. Mit wieviel Mühe und Arbeit er an diese Aufgabe ging, zeigen am besten die kurzen Worte im Geschäftsbericht der Badischen vom Jahre 1890: „Wir haben im Laufe des Jahres ein neues Verfahren zur synthetischen Darstellung des Indigos erworben. Wir sind mit der Bearbeitung der an sich interessanten Erfindung beschäftigt, müssen aber bemerken, daß die gewerbliche Verwertung noch nicht abzusehen ist.“ Sieben Jahre

lang Heinrich Brund, während die Versuche Millionen und aber Millionen verschlangen, um die Herstellung des künstlichen Indigos, ohne daß ihn der Glaube an die siegreiche Durchführung seiner Idee verlassen hatte. „Die Auspizien“, so sagte er, „für die Lösung der großen Aufgabe waren also günstig, und darum galt es nun, alle Kraft und Energie an die Arbeit zu setzen, alle Hilfsmittel, welche die heutige Technik bietet, aufzuwenden, alle Erfahrungen, welche im Großbetrieb im Laufe langer Jahre gesammelt waren, heranzuziehen, keine Opfer an Mühe und Kosten zu scheuen, um alles, was zum Erfolge beitragen konnte, dem Unternehmen dienstbar zu machen.“ Bis zum Oktober 1900 hatte die Badische schon achtzehn Millionen Mark in Indigofabrikationsanlagen investiert. Sie waren nicht umsonst ausgegeben. Das Problem wurde gelöst und der Färberei ein

Produkt zugeführt, das vor dem Pflanzenindigo wesentliche Vorzüge besaß und dazu noch billiger hergestellt werden konnte.

Die Lösung des Indigoproblems war der Höhepunkt im Leben Brund's. „Bergegenwärtigt man sich“, so sagt Syndikus Hermann Schöler, „dies ganze Bild ungeheurer Kapitalaufwendung vor allem schon im Stadium des Versuchs, als eine irgendwie sichere Aussicht auf Gelingen noch nicht bestand, dann muß man staunen nicht nur über das Vertrauen, das Brund im Schoße der Verwaltung der Badischen genoss, sondern auch über den Wagemut dieses Mannes, mit dem er die schwere Verantwortung für das Schicksal des seiner Leitung anvertrauten Unternehmens auf seine Schulter nahm in voller Zuversicht auf die Richtigkeit des von ihm eingeschlagenen Weges, aber auch im festen Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit und die unbedingte Unterstützung seiner Mitarbeiter.“ In der Lösung des Indigoproblems sind nicht nur der ganze Mut, die unbeugsame Tatkraft und der klare Weitblick Brund's verkörpert, in ihr spiegelt sich die ganze Kraft, mit der die deutsche chemische Industrie sich ihre führende Stellung in der Welt erobert hat.

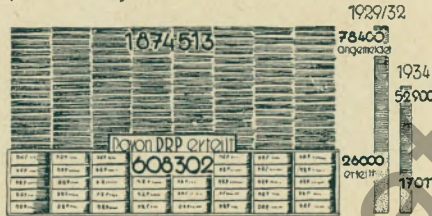
Dieser Erfolg war für Brund der Ausgangspunkt zur Erschließung weiterer Gebiete der Farbenindustrie. Er sah die große Zukunft der Indanthrenfarben voraus und unternahm die notwendigen Schritte, um seinem Werk den ihm gebührenden Anteil an dieser neuen Industrie zu sichern. Dann aber wandte er sich dem Problem der Bindung des atmosphärischen Stickstoffs zu und veranlaßte die Badische, das Verfahren der Oxidation des Luftstickstoffs bei sehr hoher Temperatur durch die Hitze des elektrischen Lichtbogens aufzunehmen. Er legte sich zuerst mit norwegischen Forschern auf dieses Gebiet, griff dann aber das Verfahren der Vereinigung des atmosphärischen Stickstoffs mit Wasserstoff zu Ammoniak auf. Für Deutschland kam die Lösung dieses Problems, die als eine Tat bezeichnet wird, „die mit zu den größten Wohl-

taten gehört, die der Menschheit je zuteil geworden sind“, zur richtigen Zeit, denn dadurch war im Weltkrieg der Mangel an dem zur Herstellung von Sprengstoffen notwendigen Salpeter und an den in der Landwirtschaft benötigten Düngemitteln behoben. Zur Durchföhrung dieses Verfahrens errichtete die Badische das große Ammoniakwerk Oppau bei Ludwigshafen am Rhein und das in Mitteldeutschland zwischen Leipzig, Halle, Merseburg und Weißenfels gelegene Leunawerk.

Als Brund am 30. November 1911 die Augen schloß, war der Grundstein für die Größe des namhaften deutschen chemischen Industrieunternehmens gelegt. Mit dem Leunawerk hat die Badische sozusagen eine große Industriestadt in ihren Dienst gestellt, deren Flächenraum manche Großstadt überragt. In den riesigen Hallen türmt sich der synthetische Salpeter zu hohen Bergen, so daß 25 000 Eisenbahnwaggons nötig sind, um sie von dem weißen Düngefalz zu entleeren. Allein die Kesselheizflächen des Leunawerkes sind so groß wie ein Bauerngut, ganz zu schweigen von dem 300 Kilometer langen Gleis, das sich durch diese Chemiestadt zieht. Und wie das kleine Aktienkapital der Badischen auf ungefähr zweihundert Millionen Mark anwuchs, so stieg das Ansehen der deutschen chemischen Industrie in der Welt. Eine gigantische Leistung, die ihre Wurzel in dem Wissen und in dem Unternehmungsgeist des weitblickenden Chemikers und Industrieführers Heinrich von Brund gehabt hat.

Deutscher Erfindergeist

Seit dem Bestehen des Patentreigesetzes
1877 bis 1934
sind DRP angemeldet:



Seit dem Bestehen des Gebrauchsmustergesetzes
1891 bis 1934
wurden eingetragen:



Der deutsche Erfindungsmarkt.

In Zeiten wirtschaftlicher Not steigt die Zahl der neu angemeldeten Erfindungen erfahrungsgemäß stark an, und so ging mit der fortgesetzten Wirtschaftsbelebung infolge der nationalsozialistischen Maßnahmen die Zahl der Erfindungen stark zurück. Insgesamt wurden seit dem Bestehen des deutschen Patentreigesetzes vom Jahre 1877 bis Ende 1934 1 874 513 Patente angemeldet, von denen etwas weniger als ein Drittel auch als Deutsche Reichspatente eingetragen wurden. Es wäre aber falsch, anzunehmen, daß diese 608 000 Patente heute noch gültig sind. Nur für einen kleinen Teil der Patente ist der hohe Gesamtgebührenbetrag von gegenwärtig 5620 RM. für die achtzehnjährige Höchstschutzdauer eines Deutschen Reichspatents tragbar. So waren Ende 1934 lediglich 85 376 Patente in Kraft und im Durchschnitt erreichten seit 1900 knapp 4% aller erteilten Patente die Höchstdauer von achtzehn Jahren. Gebrauchsmuster laufen gegen eine Gebühr von 15 RM. drei Jahre und können dann gegen eine Nachgebühr von 60 RM. noch einmal drei Jahre geschützt werden. Hier wird der Schutz für jedes fünfte Gebrauchsmuster sechs Jahre in Anspruch genommen.

Die Kundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.



Mustergültige Waschkasse und Umkleideräume.

Lichtbild: Bochumer Verein.

Zwischen Hallen und Hochöfen.

Mit Tatkraft auf Wegen zu „Schönheit der Arbeit“. Beispiele von überzeugendem Eindruck.

Aus dem „Bochumer Anzeiger“.

Wenn irgendwo in deutschem Vaterland, dann haben wir, die Menschen im schwarzen Revier, die Sehnsucht nach dem Schönen. Wo die Fördertürme der Bechen und die Schornsteine der Fabriken schwarz in den Himmel ragen, wo Hochöfen stehen und Halden sich türmen, hat die Natur das ursprüngliche Anliß der Landschaft verloren, bestimmt

hier, im Herzen unseres Gebietes der Kohle und des Eisens, über das Tag und Nacht die Rauchschwaden ziehen und das Dröhnen der Hämmer hallt.

Ist es ein Wunder, daß der Ruf nach der „Schönheit der Arbeit“ bei uns millionenfaches Echo fand? Daß der aus diesem Ruf geborene Widerstand gegen weitere Vernichtung der Natur durch den unerbittlichen



Lichtbild: Bochumer Verein.

Aufenthalts- und Speiseraum.
(Rechts eingebaute Wärmeschranke.)

schwarzen Tritt der Arbeit sofort unzählige in seiner Gefolgschaft sah? Wir hatten wirklich alle Gründe, diesen Begriff in uns aufzunehmen und ihn zu fühlen als den Beginn der Befreiung von dem, was uns seelisch und räumlich bedrückte und unser Lebensgefühl beeinträchtigte.

Nichts läßt sich aus den Ärmeln hütteln und als Dr. Ley das Amt „Schönheit der Arbeit“ in der Deutschen Arbeitsfront ins Leben rief, durfte niemand glauben, daß dadurch allein schon Wüsten in Paradiese hätten verzaubert werden können. Aber die Arbeit für die Arbeit wurde jetzt angefaßt, und heute zeigen sich schon große Erfolge und Fortschritte, Erfolge, denen die Einsicht vieler Betriebsleitungen den Weg ebnet half.

Bochums größtes industrielles Werk, der Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation AG., hat mit der Tatkraft, die als geschichtliche Grundhaltung seine Bedeutung herbeiführte, den Gedanken „Schönheit der Arbeit“ ergriffen. Und die Feststellung, daß schon ein verhältnismäßig kurzer Zeitabschnitt genügt, um Vorbildliches zu erreichen, ist kein Winden unverdienter Lorbeerkränze. Die

Aufmerksamkeit, die früher schon den sozialen Einrichtungen entgegengebracht wurde, ist vervielfacht und zum System erhoben worden.

Den ersten Gesamteindruck von den Fortschritten dank dieser systematischen Arbeit vermittelt dem, der ihr Bild von früheren Jahren vor Augen hat, die gewaltig schwarze Hochofenanlage, die wie eine Hand der rüstigen

Arbeit emporragt. Wenn man diese Anlage heute beschaut und vergleichen kann, wird man von Staunen erfaßt. Natürlich, die Hochofen sind schwarz geblieben; aber was dazu gehört, das viele Drum und Dran an Häusern und Eisenkonstruktionen, Wegen und Böschungen, Haldden und Gerüsten, hat sich verblüffend verändert.

Schwarz sind die Hochofen. In sattem Grün ziehen die kühnen Linien der Eisenkonstruktionen daran entlang. Rot ist das Mauerwerk, dunkelgrau die Sockel, goldbraun die Holzteile, wie Fenster und Türen, und gelblich der Sand der Wege und Plätze, der gewonnen ist aus Hochofenschlacke. Aber das alles ist nicht schematisch, sondern mit viel Liebe gemacht. Ein kleines



Lichtbild: Bochumer Verein.

Eine gemütliche Ecke
für die Hochofengefolgschaft.

Beispiel dafür: Eine dicke Rohrleitung in ziemlicher Höhe verdarb das Gesamtbild. Sie wurde mit einem 38 Meter langen Blechschild verdeckt, auf dem nun in großen weißen Buchstaben zu lesen ist: „Arbeit adelt, ihr Erfolg bringt dem Schaffenden Freiheit und Glück.“ Selbstverständlich, daß die Schaffung des schönen Gesamtbildes nicht das alleinige Ziel war. Zugleich wurde auch dafür gesorgt, daß den Schaffenden für ihre Pausen geeignete Räume zur Verfügung stehen, daß vorschriftsmäßige sanitäre Anlagen vorhanden sind.

Daß darüber hinaus mit der Hochofenanlage und ihrer Schlackenhalde noch die Schaffung einer besonders segensreichen Einrichtung verknüpft werden konnte, ist der Idee des Betriebsführers dieser Anlage, Direktor Dr. Julius Stöcker, zu verdanken, nach der man durch die Schwefelabwässer des Zerkleinerungsvorganges, dem die Hochofenschlacke unterzogen wird, zu einem Heilbad kam. Dieses Heilbad liegt in dem Tal zwischen den beiden großen Schlackenhalden. Rheuma- und Ischiasranke aus der Gefolgschaft und Kriegsbeschädigte haben den Segen dieses Bades schon empfinden können. Und wenn der Plan zur Errichtung eines öffentlichen Schwefelbades mit allen dazugehörigen Einrichtungen und einem Badebecken von 25 x 50 Meter Größe erst verwirklicht ist, wird die Gesamtheit in den gleichen Genuß kommen. Im übrigen ist das Bild der Halden durch Anlage schöner Terrassen und Grünanpflanzungen, in denen schon Bänke die „Kurgäste“ zum Ausruhen einladen, grundlegend verbessert worden.

Die Reinerhaltung des Arbeitsplatzes, Ordnungsliebe und Sauberkeit sind selbstverständlich erste Voraussetzungen für die „Schönheit der Arbeit“. Das alles ist erleichtert worden durch sauberen Verputz von Sockeln und Mauerwerk, durch Begradigung und Befestigung von Böschungen und andere ähnliche Maßnahmen. Und wie dankbar die Gefolgschaft diese Bestrebungen empfindet, geht hervor aus der peinlichen Sauberkeit überall. Es zeigt sich aber auch in dem persönlichen Ausschmücken der Aufenthaltsräume wie dem im Bilde gezeigten eines Werkneubaus. Blumen und kleinere Biergegenstände haben die Gefolgschaftsmitglieder selbst mitgebracht, um dem schönen Raum die persönlichere Note zu geben.

Die ungarische Agrarpolitik.

Aus einem Aufsatz von Raoul Chélaré in „L'Europe Centrale“, Prag.

Es ist viel darüber diskutiert worden, wie man den drei Millionen „14-Heller“-Leuten Brot verschaffen könne. Es ist das die Masse der Bauern, denen das Nötigste zum Leben fehlt, und die von 14 Heller pro Tag leben müssen. Sie bilden 40 Prozent der Gesamtbevölkerung des Landes. Zum Unglück für diese armen Leute werden sich die großen Reformen, von denen ihnen das Heil kommen soll, erst in 20 bis 30 Jahren voll auswirken.

Der Gömbös-Plan sieht vor, dem Großgrundbesitz in Ungarn das zu nehmen, was den Armen ohne Land fehlt. Zunächst kam aus den großen freien Besitzungen, von denen einige einen wirklich ungeheuren Umfang haben, nach Rückkauf durch den Staat demjenigen Land zur Verfügung gestellt werden, die keins haben. Diese Seite des Problems nennt man in Ungarn Kolonisierung. Um die Kosten dieser großzügigen Aufgabe zu bestreiten, sind 30 Millionen Pengö im Budget vorgesehen, und zwar je zwei Millionen jährlich. Manche sind allerdings der Ansicht, daß das nur ein Tropfen auf einen heißen Stein sei.

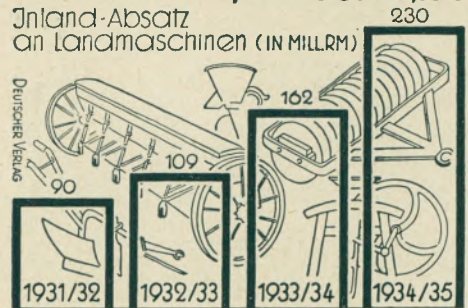
Ferner will man die Majorate auf eine Höchstgröße verkleinern. Der Überschuß soll den weniger günstig gestellten Mitgliedern der Familie des Eigentümers zugeteilt werden. Diese Majorate sollen, abgesehen von den Forsten, nur noch 3000 Katastermorgen Acker- und Weideland umfassen.

Die Regierung behält sich das Recht vor, neue Majorate zu schaffen, und zwar auf dem Wege des Rückkaufs freier Ländereien und zugunsten solcher Bauern, die sich um das Vaterland besonders verdient gemacht haben. „Ein Fingerzeig für die guten Wähler“, antwortet die liberale Presse, die im allgemeinen diesen Programmpunkt ablehnt.

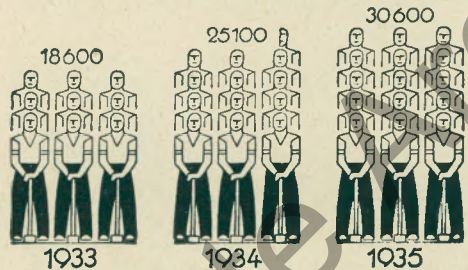
Werfen wir einen kurzen Blick auf die Verteilung des Grundbesitzes in Ungarn.

Der Flächeninhalt Ungarns, wie es durch den Trianonvertrag geschaffen wurde, beträgt 16 150 000 Katastermorgen (6000 Quadratmeter pro Morgen). Davon gehören zum großen und mittleren landwirtschaftlichen

Der Bauer als Auftraggeber für die Industrie



In Landmaschinen-Fabriken beschäftigte Arbeiter



Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt.

Dieses Bild zeigt so richtig an einem Einzelbeispiel, wie die Gesundung der deutschen Landwirtschaft auch für die Arbeitschlacht des Gewerbes von größter Bedeutung ist. Durch die Maßnahmen der nationalsozialistischen Agrarpolitik sind die Verkaufserlöse der Landwirtschaft seit 1933 um 1,8 Milliarden Reichsmark angestiegen. Insgesamt haben die deutschen Bauern seit Mitte 1933 bis Mitte 1935 beinahe drei Milliarden Reichsmark mehr eingenommen. Dadurch erhöhen sich die Aufträge, die die Landwirtschaft an die Industrie gab. So wurden für Kunstdünger zum Beispiel 100 Millionen Reichsmark mehr ausgegeben als im Jahre 1932/33. Wie die Ausgaben für Landmaschinen im einzelnen anstiegen, zeigt das Bild. Tausende von Arbeitern konnten wieder in den Fabriken unterkommen. Hand in Hand mit der Erhöhung dieser Aufträge an die Industrie geht auch die Erhöhung der Aufträge an ländliche Handwerker, die besonders beträchtlich durch die Steigerung der Ausgaben für Neubauten und Unterhaltungen der Gebäude ins Gewicht fiel.

Grundbesitz 8 040 000 Katastermorgen, das sind 49,8 Prozent. Von diesen sind 3 700 000 Morgen Ackerland. Davon befinden sich 2 400 000 Morgen in der Hand von 1130 Personen, während 840 000 kleine und mittlere Eigentümer sich in den Rest teilen.

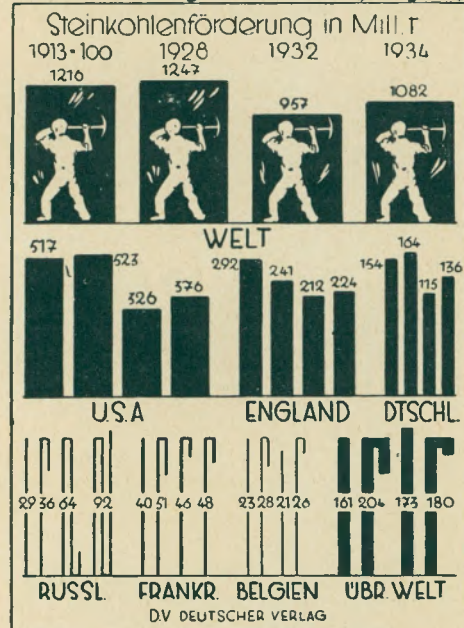
Die amtliche ungarische Statistik zählt 58 Majorate auf, deren Gesamtgrundbesitz 984 068 Katastermorgen beträgt (6,09 Prozent der Gesamtfläche des Landes), und die unter die Bestimmungen des neuen Gesetzes fallen.

Die Liste ist sehr aufschlußreich, denn sie umfaßt das ganze historische Ungarn: Fürst Paul Esterházy mit 221 000 Katastermorgen, Fürst Laszlo Festetics 96 118 Morgen, Markgraf Alfons Karl Pallavicini 56 600, Josias-Philipp Herzog von Koburg-Gotha 45 000, Erzherzog Friedrich 41 000, Graf Nikolaus Moriz Esterházy 37 000, Graf Georg Karolyi 37 000, Graf Thomas Esterházy 33 000.

Dreizehn gräfliche Großgrundbesitzer verfügen über Majorate von 10 000 bis 30 000 Morgen, achtzehn Adlige sind Eigentümer von Majoraten von 5000 bis 7000 Katastermorgen Ackerland und Weiden. Außerdem gibt es zwanzig Majorate, deren Größe 3000 Morgen Ackerland und Weiden nicht erreicht, die aber beträchtliche Jagdgebiete und Wälder ihr eigen nennen, ohne die Waldgebiete zu berücksichtigen, die mit den weiter oben aufgezählten Majoraten verbunden sind, bei denen wir nur die Ackerbauflächen und Weiden aufgeführt haben.

Abgesehen von diesem Adelsbesitz und Familieneigentum, gibt es noch freie Domänen von oft erheblichem Umfange. So besitzen ungarische Banken bedeutende Landgüter, und gewisse Städte verfügen ebenfalls über landwirtschaftliche Domänen. Die Großgemeinde Dombóvár zum Beispiel bewirtschaftet für eigene Rechnung 18 399 Katastermorgen. Die Stadt Budapest ist ebenfalls Besitzerin bedeutenden landwirtschaftlichen Grundbesitzes. Die Projekte des Herrn Gömbös in der Form, wie er sie

Die Verteilung der Rohleerzeugung



Die Verschiebung der Rohlegewinnung.

Der Verbrauch an Kohle ist ein guter Wertmesser für die Wirtschaftstätigkeit eines Landes. Unser Bild zeigt, daß die Steinkohlenförderung der Welt 1934 noch 12 % unter der Höchstförderung der Nachkriegszeit stand. Auch 1935 dürfte sie 6 % niedriger gewesen sein als 1928. In der Verteilung der Rohleerzeugung auf die einzelnen Länder ist, wie das Bild erkennen läßt, eine ziemlich beträchtliche Verschiebung eingetreten. Die drei Hauptproduktionsländer für Kohle, die Vereinigten Staaten, England und Deutschland, sind bis 1934 in ihrer Produktion hinter dem Weltdurchschnitt zurückgeblieben. Dabei konnte Deutschland schon bis 1934 bereits mehr von dem Krisenverluste aufholen als die anderen Länder, und 1935 dürfte Deutschland wieder so viel Kohle wie im Jahre 1913 gefördert haben, während die Vereinigten Staaten und England noch 10 bis 20 % weniger fördern als in der Vorkriegszeit. Dagegen haben die Staaten, die erst an späterer Stelle kommen, heute alle eine Produktionssteigerung gegenüber der Vorkriegszeit zu verzeichnen, so zum Beispiel Rußland, das heute mehr als dreimal soviel Kohle fördert wie 1913.

der Öffentlichkeit mitgeteilt hat, sagen noch nichts in dieser Hinsicht, aber es ist sicher, daß ihre Ausführung gerade dort auf große Schwierigkeiten stoßen wird.

Sicherlich auch, um die Interessen seiner Mitglieder zu verteidigen, verlangt das Oberhaus, dem alle großen Majoratsherren angehören, wieder sein altes verfassungsmäßiges Einspruchsrecht gegen die Beschlüsse eines Parlaments, in dem die Regierung allmächtig ist. Dieser Oppositionskeim verspricht für das Wiederzusammentreten der beiden Häuser spannende Kämpfe.

Die seeländische Austerzucht.

Aus einem Aufsatz von Dr. B. Habinga in „Natuur en Mensch“, Haag.

Die Austerzucht ist in Westeuropa jüngerer Datums; man begann damit in Holland erst um das Jahr 1870, doch blühte der Austerfang schon vor dieser Zeit. Die Römer schätzten die von der Nordseeküste stammenden Auster außerordentlich. Vor einigen Jahren erhielt ich eine Kiste Austerschalen, die man bei Ausgrabungen in Köln gefunden hatte, und die aus Küchenabfällen aus der römischen Zeit stammten. Die Schalen waren sehr gut erhalten und zeigten verschiedene Kennzeichen, die wir noch heute bei unseren seeländischen Austern antreffen.

Ungefähr um die Mitte des 19. Jahrhunderts begann der Ertrag des Austerfangs nachzulassen. Zur gleichen Zeit begannen die Franzosen mit ihren erfolgreichen Versuchen, ihre gänzlich entvölkerten Austerbänke durch künstliche Zucht wieder zum Aufblühen zu bringen. Die Franzosen hatten ihre Methoden den Italienern abgesehen. Die italienische Austerzucht geht bis auf die römische Zeit zurück.

Die Auster beginnt ihr geschlechtliches Leben stets als Männchen. Im

Alter von einem Jahr kann bereits Geschlechtsreife eintreten. Später wechselt das Geschlecht, das Tier wird ein Weibchen. Dieser Wechsel kann sich mehrmals wiederholen. Niemals aber erzeugt eine Auster zu gleicher Zeit reife Eier und Spermatozoen. Wenn daher die Eier reif sind, müssen die Spermatozoen einer andern Auster, die frei im Wasser umherschweben, die Befruchtung herbeiführen. Die befruchteten Eier bleiben in der Schale des Muttertieres, wo sie zu ziemlich weit entwickelten Larven heranwachsen, die sogar schon mit einer Schale umgeben und bewimpert sind, wenn sie die Schale des Muttertieres verlassen, so daß sie umherschweben können. Die Anzahl Larven, die eine Auster jährlich erzeugt, geht in die Hunderttausende, bei großen Exemplaren sogar in die Millionen.

Um zu einer richtigen Auster werden zu können, benötigen diese Larven nach dem Umherschweben einen festen Gegenstand, auf dem sie sich anheften können. In diesem Augenblick beginnt die künstliche Zucht. Man bedeckt den Seeboden an geeigneten Stellen mit Vorrichtungen aus Material, das die Austern bevorzugen und das vor allem eine rauhe, harte Oberfläche haben muß. Als sehr geeignet hat sich kohlenaurer Kalk erwiesen. Die französischen Züchter gebrauchen Dachziegel, die mit einer Schicht Kalkmilch bedeckt werden, die an der Luft schnell in kohlenaurer Kalk übergeht. In Seeland gebrauchte man diese Ziegel anfänglich ausschließlich. 1885 wurden dreißig Millionen Ziegel ausgelegt. Später sind die Ziegel zum größten Teil durch die Schalen der essbaren Herzmuschel ersetzt worden. Ganz verschwunden sind die Ziegel niemals. Man setzt sie in den Monaten Juni und Juli — wenn die Larven im Wasser erwartet werden — auf den Längsseiten ruhend gegeneinandergelehnt auf dem Meeresboden aus. Die Larven setzen sich auf dem Kalk fest und wachsen ziemlich schnell. Da die Ziegel an feuchten Stellen ausgelegt werden, die bei niedrigem Wasserstand trocken sind, und da die Auster keinen Frost verträgt, werden die Ziegel mit den Austern bei Beginn des Winters in Bassins gebracht, die mit Mauern umgeben sind und durch Schleusen mit dem Außenwasser in Verbindung stehen, so daß das Wasser durch Ebbe und Flut erneuert und der Wasserstand reguliert wird.

Zu Beginn des Frühlings werden die kleinen Austern zusammen mit der Kalkschicht, an der sie vollkommen festgewachsen sind, von den Ziegeln losgelöst und auf großen Sieben im Bassin weitergezüchtet.

Vor 1870 konnte jeder niederländische Staatsbürger überall in den seeländischen Gewässern nach Austern fischen, und deshalb konnte es zu keiner systematischen Austerzucht kommen. Im Jahre 1870 jedoch teilte der Staat die Austerbank von Verske in eine große Anzahl von Parzellen auf, deren jede nur ein paar Hektar groß war und die verpachtet wurden. Später wurden auch andere Teile der seeländischen Gewässer, die sich für die Austerzucht eigneten, in ähnlicher Weise parzelliert. Schnell entwickelte sich nun die Austerzucht. Die Pacht für die Parzellen übertrifft manchmal bei weitem die Pacht für das beste Ackerland.

In den letzten Jahren sind, wie schon gesagt, statt der Ziegel die Schalen der essbaren Herzmuschel benutzt worden, die in ganzen Schiffsladungen herangefahren und ausgestreut werden.

Es gibt nur einen sehr begrenzten Teil der Ostschelde, in dem sich die Austerbrut in größerer Menge festsetzt: die Bergsche Bank. Hier werden die Schalen so dick ausgelegt, daß der ganze Boden damit bedeckt ist. Es ist nun eine sehr merkwürdige Tatsache, daß die Austern an diesen Stellen, an denen sie sich mit Vorliebe niederlassen, nicht die günstigsten Lebensbedingungen für ihr weiteres Wachstum finden. Sobald sie ein Gewicht von 20 Gramm erreicht haben, werden sie mit ihrer Unterlage aufgefischt und in Parzellen an tieferen Stellen der Bergschen Bank und auf der Verskefchen Bank ausgelegt, die für ihr ferneres Gedeihen vorteilhafter sind. Nach ein bis zwei Jahren erreichen sie hier ein Gewicht von 40 bis 50 Gramm, und zu guter Letzt werden sie dann zum Zwecke der Mastung nach tieferen Stellen der Verskefchen Bank, nach bestimmten Stellen in der Zandkreek, bei Zierikzee oder auf die Grevelingenschen Bänke gebracht. Erst hier erreichen sie die so hochgeschätzte Qualität, die der seeländischen Auster Weltberühmtheit verschafft hat.

Eine für den Verbrauch geeignete gute Auster ist mindestens vier bis fünf Jahre alt. Da das Wachstum durch mancherlei äußere Einflüsse bestimmt wird, schwankt die Größe beträchtlich. Der Handel sortiert die Austern nach Gewicht.

Da die Auster in rohem Zustand genossen wird, besteht die Gefahr, daß man mit den Austern Infektionskeime verschluckt. Die Erreger von

Enphus, Paratyphus und anderen Krankheiten können lange Zeit im Seewasser lebend bleiben und von der Auster aufgenommen werden, in der sie nicht unmittelbar absterben. Es ist deshalb notwendig, die Auster durch Bakteriologen sehr genau untersuchen zu lassen, und diese Kontrolle ist so wirksam, daß in den zwanzig Jahren, seit denen dieser Dienst besteht, keine Fälle von Infektionskrankheiten durch seeländische Auster bekannt geworden sind.

Wurzeln werden an Zweig und Blatt gehert.

Aus der „Woche“.

Es mutet an wie eine Phantasie aus einem Zukunftsroman, aber es ist nüchterne wissenschaftliche Wirklichkeit: man taucht ein Glasstäbchen in eine Salbe, betupft eine beliebige Stelle an Stengel, Zweig oder Blatt einer Pflanze, und ein paar Tage danach schlagen an dieser Stelle — Wurzeln aus.

Durch einen Zufall sind die Pflanzenchemiker auf diesen Zaubertrick gekommen. In der Umgebung Neuyorks begab sich eines Tages ein kleiner Unglücksfall, klein insofern, als dabei kein Menschenleben vernichtet wurde. Aber der reiche Blütenflor eines Gewächshauses ging zugrunde. Und im Hinwelken brachte er die Wissenschaft auf die Spur eines der großen Naturgeheimnisse.

Eine Leuchtgasleitung war undicht geworden. Das Gas drang durch das Erdreich in das Gewächshaus. Am nächsten Morgen war der ganze Blütenzauber hin. Man alarmierte das Boyce-Thompson-Institut, eine pflanzenbiologische Forschungsstätte in Yonkers. Im Verlaufe ihrer Untersuchungen fanden die Gelehrten heraus, daß es das giftige, zu 25 v. H. im Leuchtgas enthaltene Kohlenoxydgas war, das die verheerende Wirkung gehabt hatte. Es ist dasselbe Gas, das auch in der Unfallstatistik des Menschen — bei undichten Öfen und schlecht gelüfteten Garagen — eine böse Rolle spielt, und das dem Menschen deshalb so sehr gefährlich wird, weil es geruchlos ist und daher erst an seinen Wirkungen, oft zu spät, wahrgenommen wird.

Die Forscher wollten nun wissen, in welchen Mengen das Gas auftreten müsse, um den Pflanzen verderblich zu werden. Und hierbei kamen sie zu der großen Überraschung. In einer ganz schwachen Dosis nämlich — nur etwa 1 v. H. — erwies es sich nicht nur als unschädlich, sondern im Gegenteil als wachstumsfördernd. Aber, so fand man, es regt nicht das Pflanzenwachstum allgemein an, vielmehr ausschließlich die Entwicklung der Wurzeln.

Es war tatsächlich wie Zauberei: setzte man eine beliebige Stelle der Pflanze den Einwirkungen des schwach dosierten Gases aus, so entstand dort eine Wurzel. Die Natur war übertrumpft. Sie läßt im allgemeinen Wurzeln nur am unteren Ende der Pflanze wachsen. Der Mensch aber herzte nun Wurzeln aus dem Stengel, aus einem Zweige, ja, wenn er wollte, sogar aus einem Blatt hervor. Für diese Entdeckung erhielten die Forscher, unter ihnen der deutschstämmige Institutsleiter Dr. Zimmermann, von der Neuyorker Akademie der Wissenschaften einen vielbegehrten Wissenschaftspreis.

Denn es war eine sehr wichtige Entdeckung. Sie gibt dem Pflanzenveredelungswesen überraschende Ausblicke. Statt das langwierige und kostspielige Propfungsverfahren anzuwenden, kann man die kostbare Erbmasse eines edlen Exemplars nun einfach in der Weise weiterverbreiten, daß man an einem Zweige eine Wurzel wachsen läßt und den Zweig abschneidet und einpflanzt. Innerhalb weniger Tage hat man eine neue Pflanze. Der Gärtner kann seine besten Pflanzen in nahezu unbegrenzter Zahl liefern, der private Liebhaber kann von seinem Favoriten soviel wurzeltragende Ableger verschicken, als er mag. Zahlreiche Versuche sind bereits gelungen, mit Rosen und Ringelblumen, mit Obstbäumen jeder Art.

Die Forscher haben sich mit ihren Ergebnissen nicht begnügt. Wie sie jetzt mitteilen, haben sie bis heute nicht weniger als 15 Chemikalien festgestellt, die sämtlich wurzelbildend wirken. Man mischt sie mit Lanolin, einer hauptsächlich aus Wollfett bestehenden Salbengrundlage. Sie können dann mittels eines Glasstäbchens leicht auf der Pflanze aufgebracht werden und haften gut an. In dieser Form sollen sie in absehbarer Zeit in den Handel kommen.

Unterdessen folgen die Gelehrten der Spur weiter. Wenn es, so sagen sie, Substanzen gibt, die Wurzeln wachsen lassen, so wird es vermutlich

Die Verschiebung in der Eisenerzgewinnung



Die Verteilung der Eisenerzeugung.

Der Verbrauch an Eisenerz in der Welt war 1934 um ein Drittel niedriger als 1913 bzw. 1928. Auch 1935 dürfte die Förderung an Eisenerz noch um ein Viertel bis ein Fünftel niedriger gewesen sein als 1928. In der Verteilung der Erzeugung auf die einzelnen Länder ist einmal durch das Versailler Diktat und dann durch die fortschreitende Industrialisierung in der Nachkriegszeit eine ganz beträchtliche Verschiebung eingetreten. Während in der Vorkriegszeit Deutschland an zweiter Stelle aller Eisenerz fördernden Länder stand, so ist es durch die Verluste seiner oberschlesischen und lothringischen Gruben heute auf die sechste Stelle gerückt. Dagegen konnte Frankreich seinen Anteil entsprechend verstärken, während die übrigen Eisenerz fördernden Länder den Absatz aus der Vorkriegszeit trotz aller Mühsungen nicht wieder erreichen konnten. Dies dürfte vor allen Dingen darin zu suchen sein, daß der Verbrauch an Eisen in der Industrie und zum Ausbau der Verkehrsmittel ganz beträchtlich zurückgegangen ist.

auch andere Substanzen geben, die Schößlinge oder sogar Blüten entstehen lassen. Normalerweise entwickelt die Pflanze selber bestimmte Stoffe, die das Wachstum ihrer Organe bestimmen. Wendet man diese Stoffe in Form konzentrierter chemischer Substanzen örtlich an, so verliert die Pflanze an den betreffenden Stellen die natürliche Kontrolle über ihr Wachstum. Nicht sie, sondern der Züchter bestimmt dann ihr Wachstumsgefes.

Es ist, wie man erkennt, ein tiefer Blick in die Werkstatt der Natur, der dem Menschen hier gelungen ist.

Lieber Mann, ich wäre dir so dankbar . . .

wenn du kein Wort darüber verlierest, daß die Suppe ausnahmsweise einmal versalzen, die Kartoffeln nicht ganz gar sind . . .
wenn du nicht bei jedem Mißgeschick sagen würdest, das bringen „nur Frauen fertig“ . . .
wenn du nicht lächelnd und spöttisch zuschauen würdest, wie ich mich vergeblich bemühe, einen Nagel einzuschlagen, sondern wenn du es rasch für mich tun wolltest . . .
wenn du nicht behaupten wolltest, Fritz sei „mein Sohn“, weil er eine Fensterscheibe entzweigeworfen hat, und sei „dein Sohn“, wenn er ein gutes Schulzeugnis nach Hause bringt . . .
wenn du die Laden deines Schrankes zuschieben wolltest, sobald du dir ein Taschentuch herausgenommen hast . . .
wenn du mich nicht dafür verantwortlich machen würdest, daß du deinen Kragenknopf nicht in den neuen Kragen stecken kannst . . .
wenn du ohne weiteres glauben würdest, daß ich mir verschiedene Arbeiten für den nächsten Tag schon am Abend vorbereite, auch wenn du bereits zu Bett gehen willst . . .
wenn du mich nicht mit dem Abendessen warten lassen würdest, weil du Lust hattest, mit einem Freund ein Glas Bier zu trinken (du kannst es ruhig trinken, aber du sollst mich benachrichtigen) . . .
wenn du mir einmal — ein einziges Mal nur sagen würdest, daß du mit meinen Leistungen und Anordnungen zufrieden, sogar sehr zufrieden bist . . .

Geht das, lieber Mann?

(Aus dem „Schwäbischen Merkur“.)

Wissen und Fortschritt.

Von Dipl.-Ing. R. Seiden.

Fünzig Buchseiten auf einer Kartothekarte!

Große Bibliotheken erfordern heute schon zuviel Raum und viel Personal, erfordern also ständig große Ausgaben. Das soll in Zukunft anders werden. Dr. L. Bendikson von der Huntington-Bibliothek in San Marino, Kalifornien, hat ein sehr einfaches und billiges Verfahren erfunden, große Büchereien übersichtlich in kleinen Räumen unterzubringen. Es besteht darin, daß man Bücher mit Hilfe der Mikrophotographie so stark verkleinert photographiert, daß vierzig bis fünfzig Buchseiten nebeneinander auf einem Kartothekblatt von rund zwölf mal zwanzig Zentimeter Größe kopiert werden können. Ein Buch von dreihundert Seiten Umfang erfordert demnach nur sechs bis acht Kartothekarten; und achttausend so umfangreiche Werke lassen sich bequem in einem Raum von kaum einem Kubikmeter verstauen!

Das Lesen dieser Kartothekbücher macht gar keine Anstrengungen und erfordert auch keinerlei andere als eben Lesekenntnisse. Man legt die Blätter unter „zweiäugige“ Mikroskope, die keine stark vergrößernden Linfen erfordern, daher auch nicht besonders teuer sind. Solche Mikroskopfokusetische sind im Lesesaal aufgestellt und bei den Lesern schon deshalb sehr beliebt, weil Kurz-, Schwach- oder Weitstichtige die Buchstaben beliebig groß und scharf einstellen können und keine Brillen benötigen.

Selbstverständlich wird man auch in Zukunft Bücher drucken. Aber in den Bibliotheken wird man wahrscheinlich schon bald allgemein dazu übergehen, umfangreiche und nur selten benützte Werke auf Kartothekarten „mikrophotographiert“ aufzubewahren, um so Raum zu ersparen; überdies werden sich viele Bibliotheken solche Buchphotos von sehr seltenen und darum sehr teuren Werken anschaffen können, während sie bisher darauf verzichten mußten, solche wertvollen Bücher zu erwerben. Damit aber wird die Arbeit der Forscher in aller Welt wesentlich erleichtert, was auch von großer Wichtigkeit und wohl auch von Nutzen für die Allgemeinheit sein wird.

Besondere Bedeutung erlangt das Bendiksonverfahren für die Aufbewahrung von Zeitungen, deren holzhaltiges Papier ja verhältnismäßig rasch vergilbt und die zudem sehr umfangreich sind und viel wiegen.

Schließlich können Mikrophotographien von wertvollen Manuskripten, Dokumenten und Akten angefertigt werden; sie sind sehr billig und überdies viel haltbarer als die Originale. So sind vor kurzem erst 66 000 Akten des amerikanischen Außenministeriums für die „Library of Congress“ in Washington nach dem neuen Verfahren aufgenommen worden, und mehrere Tageszeitungen in New York, Chicago und San Francisco haben ihre umfangreichen Archive in Kartothekform gebracht. Man verwendet hierfür meist Filme von dreißig Meter Länge; darauf können achthundert bis tausend große Zeitungsseiten festgehalten werden. Die Kosten einer Zeitungsseite sind etwa ein Cent für die Aufnahme (Film) und nur die Hälfte davon für jede Kopie! Um Zeitungsmikrophotos „zeitungsmäßig“ lesen zu können, hat man auch eine Vorrichtung konstruiert, welche die Filmseiten auf eine waagrechte weiße Fläche projiziert, und zwar bis doppelt so groß, als das Originalzeitungsblatt ist. Eine weitere Abart dieses Filmaufnahmeverfahrens, das Recordalsystem, reproduziert die Buch- und Zeitungsseiten mit Hilfe eines kleinen Projektionsapparates in einer sogenannten Lesezelle, in der sich eine zwei Quadratmeter große Lesefläche befindet.

Das Bendiksonsystem ist aber einfacher und vorteilhafter und wird sich wahrscheinlich rascher durchsetzen als das Recordalsystem.

Nachtaufnahmen vom Flugzeug aus.

Die amerikanischen Militärbehörden verwenden seit kurzem neuartige Blitzlichtbomben, mit deren Hilfe vom Flugzeug aus selbst aus großer Höhe und in der Nacht Städte- und Terrainaufnahmen gemacht werden können. Die Blitzlichtbomben entwickeln nämlich für kurze

Zeit (die aber zum Photographieren genügt) ein Licht von 500 Millionen Kerzenstärken, was eine enorme Leistung ist. Doch auch zum zielsicheren Bombardieren verdunkelter Städte, Festungen und Kriegsschiffe wird das Licht der Blitzlichtbomben benützt werden.

Preßlufttüren!

Wenn man im Speisewagen des amerikanischen Stromlinienexpresszuges „Zephyr“ fährt, kann man eine nicht sogleich erklärliche Beobachtung machen: die Küche ist durch keine Türen und keine Schiebefenster vom Gasteraum getrennt, und doch kann man keinen Küchengeruch wahrnehmen; auch verspürt man nichts von der hohen Ofenhitze, unter welcher die Köche sichtbar leiden.

Beim näheren Betrachten ergibt sich aber eine sehr einfache Erklärung für diese uns voreerst verblüffende Tatsache: im Türrahmen befindet sich eine — uns unsichtbare — Tür aus Preßluft! Der Rahmen ist nämlich durch eine große Anzahl offener Rohrenden gebildet, aus welchen Preßluft strömt; diese Luftströme ergeben Kreuz- und Quer-„Luftstränge“, die (ähnlich wie bei einem Gewebe) in- und übereinander fließen und so eine Art „Vorhang“ ergeben, der ohne jede Behinderung durchschritten werden kann, aber stark genug ist, zu verhindern, daß die Küchenluft durch ihn hindurch zu den Fahrgästen gelangt.

Die „Limousinenkrankheit“.

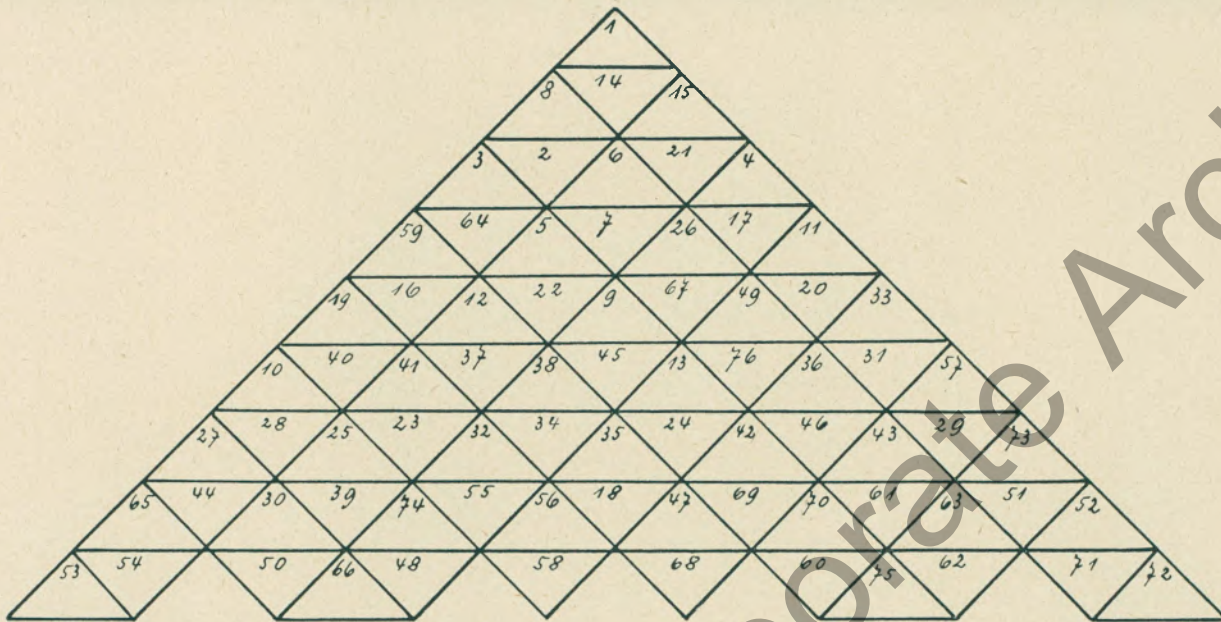
Oft schon wurde beobachtet, daß Personen, die in geschlossenen Autos fahren, unter starken Kopfschmerzen leiden oder gar schwindelig werden und Brechreiz bekommen. Der Leipziger Arzt Dr. R. Freitag hat als erster diese Erscheinungen näher untersucht und sie als Limousinenkrankheit bezeichnet; sie ist — wie Dr. Freitag unter anderem in der „Medizinischen Klinik“ darlegt — auf eine leichte Kohlenoxydgasvergiftung zurückzuführen. Das Kohlenoxyd — eines der gefährlichsten Gase, bekannt als der giftige Bestandteil des Leuchtgases und der Koks- oder Kohlenofengase — wird in den Zylindern der Automotoren gebildet; wenn diese Zylinder nicht vollkommen dicht schließen (was nur zu oft der Fall ist), so ziehen die Verbrennungsgase mit dem Kohlenoxyd langsam, aber zielsicher durch die Zwischenräume zwischen den nicht mehr gut eingeschliflenen Kolben und Zylinderwänden ins Kurbelgehäuse, von hier zum Oleinfüllstutzen, dann unter die Motorhaube und von dort — angetrieben vom Fahrtwind — durch die Fugen des vorderen Fußbrettes ins Wageninnere.

Da in den Verbrennungsgasen rund 10 % Kohlenoxyd enthalten sind und dieses, schon in geringen Mengen eingeatmet, Benommenheit, Schwindel und sogar den Tod herbeiführen kann, ist es begreiflich, daß die Limousinenkrankheit künftig mehr als bisher beachtet werden muß.

Im Zusammenhange mit diesen Beobachtungen wurden im berühmten „Kaiser-Wilhelm-Institut für Arbeitspsychologie“ in Berlin unter anderem zehn Autobuschauffner untersucht; es zeigte sich, daß ihr Blut schon beim Dienstantritt durchschnittlich 10,47 % (statt normal 3,72 %) Kohlenoxyd-Hämoglobin enthielt: das ist eine Additionsverbindung aus dem Kohlenoxyd und dem Farbstoff, der dem Blute seine Rotfärbung verleiht. Nach Beendigung ihres Dienstes wurden die Chauffner wieder untersucht: ihr Blut wies nun bis zu 18 % Kohlenoxyd-Hämoglobin auf, somit fast fünfmal mehr, als normal ist! Dadurch wird aber die Sauerstoffatmung (die freies Hämoglobin erfordert) stark behindert und die Limousinenkrankheit hervorgerufen.

In Deutschland wird von ärztlicher Seite die Forderung gestellt, künftig mehr als bisher auf dicht schließende Zylinder und Kolben zu schauen, andererseits aber bei allen Autounfällen den Kohlenoxyd-Hämoglobingehalt des Blutes vom Fahrer zu untersuchen; es ist nämlich nicht unwahrscheinlich, daß viele (vor allem „ungeklärte“) Automobilunfälle auf die Limousinenkrankheit zurückzuführen sind.

Der Nussknocker



1 2 3 4 5 6 Sitzgelegenheit, 7 8 9 10 11 12 Teil des Bettes, 13 14 15 16 17 18 Lichtreflex, 19 20 21 22 23 24 Kauenwerkzeug, 25 26 27 28 29 30 geschrotetes Getreide, 31 32 33 34 35 36 Gotteshaus, 37 38 39 40 41 42 Schienenumschaltung, 43 44 45 46 47 48 europäische Hauptstadt, 49 50 51 52 53 54 Fisch, 55 56 57 58 59 60 Getreideart, 61 62 63 64 Gefäßverächter, 65 66 67 68 Ruhelager, 69 70 71 72 schmaler Weg, 73 74 75 76 Schmelztiegel.
Aus den Buchstaben b - b - b - b - c - e - e - e - d - d - e - e - e

- e - e - e - e - e - e - e - e - e - e - e - g - g - g - h - h - h - h - i - i - i - i - i - i - i - i - k - l - l - n - n - n - o - r - r - r - r - r - s - s - s - s - s - s - s - s - s - s - s - s - s - s - s - s - s - s - t - t - t - t - t - t - t - w - bilde man Wörter der angegebenen Bedeutung und setze die Buchstaben dieser Wörter in die mit den entsprechenden Zahlen versehenen Dreiecke. Jede Zahl gilt für einen Buchstaben. Die Buchstaben in den Dreiecken ergeben, von der Spitze der Figur beginnend und dann waagrecht weitergelesen, ein Zitat von Logau.

Silbenrätsel.

al - al - ar - ba - bar - be - bei - bil - buch - cha - cha - chi - cho - de - de - der - di - e - ei - es - fer - ge - hel - i - kal - laub - le - lem - li - ma - me - mie - mu - mund - mus - nal - ni - nis - o - pe - pen - phi - ra - rak - ral - ran - ri - sal - se - stang - sucht - tel - ter - ti - us.

Aus vorstehenden 55 Silben sind 17 Wörter zu bilden. Die Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben ein Wort von Schiller.

1. Kinderspielzeug. 2. schmerzhaftes Leidenschaft. 3. Notlage. 4. Waffenlager. 5. Kirchenlied. 6. Mittelalterliche Waffe. 7. Gestalt aus „Lohengrin“. 8. Lippenblütler. 9. Sternbild. 10. Präriepferd. 11. Muse. 12. Deutscher Segelflieger. 13. Drama von Goethe. 14. Römischer Kaiser. 15. Triebwerk. 16. Goldscheidekunst. 17. Wefensart.

S. 6.

Worträtsel.

am - be - er - fah - im - ist - mer - nicht - ren - sten
äl - am - an - jah - ist - ren - sten - te - wer
am - ge - hat - lit - mei - sten - ten - und - wer
be - die - hat - im - mer - nicht - sit - sten - ten.

Die Silben jeder Zeile sollen derart geordnet werden, daß sie einen Sinn spruch von Friedrich von Bodenstedt ergeben. W. J.

Wortschieberätsel.

Die Wörter: Flehe, Terrine, Kielraum, Mitternacht, Vorzüge, Garbe, Chronos, Steinach, Glashaas, Ablösung, Dortmund sind, untereinander gestellt, seitlich so zu verschieben, daß von zwei durch je zwei Buchstaben getrennten Buchstabenreihen die erste den Namen eines in den achtziger Jahren bekannten Gründers von Industriewerken und die zweite den abgekürzten Namen eines Bergbauunternehmens ergeben, dessen mißglückter Ankauf bei dem Genannten den Wahnsinn auslöste.

III/47

Die Quelle.

Seine wunderbaren Erlebnisse in der unerforschten Welt der Tiefsee schildert William Beebe in seinem Buche „923 Meter unter dem Meerespiegel“, das kürzlich im Verlage S. A. Brockhaus, Leipzig, erschien, und das, mit zahlreichen interessanten, zum Teil farbigen Bildern ausgestattet, einen Einblick in ein bisher nicht gekanntes Naturgebiet vermittelt. (255 S. Geheftet RM. 8.—, in Leinen RM. 9.50.)

Der Aufsatz „Von der Schaffensfreude und Lebensbejahung“ ist eine gekürzte Wiedergabe des zweiten Kapitels des im Carl Reißner Verlage erschienenen Büchleins „Arbeitslust und Schaffensfreude“, eine frohe Botschaft von Harry Schumann. Wir behalten uns vor, auf diese beachtenswerte Schrift gelegentlich ausführlich zurückzukommen.

Lösungen aus dem Februarheft.

Geographisches Formenrätsel.

1. Norden. 2. Brandenburg. 3. Ingolstadt. 4. Speyer. 5. Lech. 6. Aller. 7. Neckar. 8. Bitterfeld.

Ordnung ist die Seele aller Arbeit.

Ist das möglich?

Der Buchstabe n.

Silben-Rapsel-Spruchrätsel.

1. Minnesota (Zinn). 2. Schwindler (Wind). 3. Lametta (Met). 4. Glieder (Lied). 5. Amnestie (Nest). 6. Strindberg (Kind). 7. Mabafter (Tab). 8. Amalfi (Mal). 9. Abenteuer (Ente). 10. Eichelhäher (Che).

Allein dein Handeln bestimmt deinen Wert.

143

Die Botanikerkrummel

enthaltend die bunte Welt im vergangenen Monat
eingefassten Grollwörter



„Der Frühling
kommt mit Brausen.“
Zeichnung von F. v. Lampe.

Tradition.

„Du, Papa, was ist eigentlich Tradition?“
„Tradition, mein Kind, ist etwas, was sich vom Vater auf den Sohn überliefert.“

Ein paar Tage später kam der kleine Anton eine halbe Stunde zu spät in die Schule. Wegen des Zuspätkommens vom Lehrer ins Gebet genommen, meinte er:

„Herr Lehrer, was kann ich dafür! Meine Tradition war zerrissen, und die Mutter hat sie mir flicken müssen.“ (Die Woche.)

*

An einem glühend heißen Mandvertag ritt der Großherzog übers Feld. „Hören Sie mal, Seldeneck, haben Sie nicht etwas Erfrischendes bei sich, ich habe furchtbaren Durst.“

„Ja, doch“, antwortete der Befragte, zog zwei Äpfel aus der Satteltasche und bot sie dem Fürsten an. Der griff begierig nach dem einen und verzehrte ihn auf der Stelle.

Als er damit fertig war, fragte er erstaunt: „Warum schälen Sie denn Ihren so sorgfältig — Sie sind doch sonst nicht so zimperlich?“

„Ja, wisse Sie“, entgegnete der Adjutant, ohne sich stören zu lassen, „einer von dene beide isch mir vorhin in Dreck g'falle, un jeh weesz ich nimmer, weller's g'wesen isch.“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

Vater: „Aber Junge, wie siehst du wieder aus? Hast du jemals gesehen, daß ich so schmutzige Hände habe?“

Fräulein (weinend): „Als du so klein warst wie ich, da habe ich dich ja noch gar nicht gekannt.“ (Kölnische Illustrierte.)

*

München.

Auslauf in der Theresienstraße in Schwabing. Ein kleiner Bub hat sich verlaufen, heult.

„Wie hoast d' denn?“

„Hansl.“

„Na, mit Vatersnamen?“ — Der Bub heult.

„Wohnst 'leicht in der Luisenstraße? — In der Augustenstraße?“

„Woast net.“

„Meine Herrschaften“, mischt sich ein norddeutscher Dialekt hinein, „so kommen wir nicht zu Rand. Jemand muß das Kind zur nächsten Polizeiwache bringen.“

„A, war no schöner!“ Ein Münchener greift ein. „Polizei — dös brauch't's net. Geh her, Hansl, hör zu: Wo holst denn für dein' Vater 's Bier?“

„Beim Storchenvirt“, schluchzt pünktlich der Knirps.

„No alsdann!“ Der Bäuchige dreht sich behaglich um: „Gehn ma halt zum Storchenvirt, dös is die zweite Straß' ums Eck. Da wern ma's glei hab'n, wo der Bua hing'hört.“ (Illustrierter Beobachter.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf.

Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 69. —

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 Mk., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.